

Samenkörner

Neue Folge

Sechzehnter
Jahrgang



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1922

Gedruckt bei J. u. B. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
„Erhebet, ihr Tore, eure Häupter!“	1
Erdblich daheim	6
Wie das Evangelium nach Toga kam	14
„Kein anderer Name!“	19
Ein Blatt vom Baum des Lebens	21
Ein Negerbischof	32
Gott, „der den Gottlosen rechtfertigt“	36
Der alte Robert	38
„Der alte Johann ist tot. Ich bin der neue Johann“	41
Die Umkehr König Manasses	46
„Mit Gottes Hilfe will ich diese Sünde lassen“	52
„Besser, einäugig in das Reich Gottes einzu- gehen usw.“	56
Die „wunderbare Geschichte“ vom Kreuz	59
Ein „Spaß“ und seine Folgen	61
Eine Heldin	67
„Ich werde den Hirten schlagen“	69
Bete und arbeite!	73
„Hast du mich lieb?“	79
„Irrret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“	81
„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“	85
Der alte Araber	92
Wie lange währt die Gnadenzeit?	95
— „Wer bereitet dem Raben seine Speise?“	98
Meine Geschichte	101

Das Blut, das von aller Sünde reinigt . . .	107
Gute Werke	113
„Hat Gott Euch nichts gesagt?“	115
Wenn die Not am größten	119
Wie Johann R. ein anderer Mensch wurde . . .	121
„Jakob, willst du an Jhn glauben?“	127
„Der Ort, genannt Golgatha“	134
Das „himmlische Buch“	137
Der rechte Steuermann	139
Der beste Freund	141
„Dankjaget in allem!“	151
„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“ . .	153
In Gottes Hut	156
„Die gelegene Zeit auskaufend“	160
Nicht verstoßen	161
Das Flötenspiel des alten Frik	166
„Jehova gefiel es, Jhn zu zerschlagen“	173
Der jüdische Arzt	175
Das Skelett des Landstreichers	179
„Ich bin nicht verloren!“	181
Orientalen beim Mahl	188
Ist Gott Liebe?	191
Marisi, der Negerknabe	195
Wie Gott dem alten Peter den Tisch deckte . .	198
Meine Hilfe kommt vom Herrn (Gedicht) . . .	200
Rehr zurück!	201
So wie ich bin	210
Heimgefehrt	213
Beim Wort genommen	217

„Erhebet, ihr Tore, eure Häupter,
und erhebet euch, ewige Pforten!“

Wer ist der Mann, der da so majestätisch auf prächtig gezäumtem Roß einherzieht? Er muß ein ganz Großer sein, denn „gekrönte Häupter“ führen sein Roß am Zügel, und er selbst trägt eine dreifache Krone, die sogenannte Tiara. Es ist der Papst von Rom, Alexander der Dritte. Zwar nennt er sich den Stellvertreter Christi auf Erden, einen Diener des Jesus von Nazareth, der als der niedrigste und demütigste Mensch auf einem Eselsfüllen in die Königsstadt Jerusalem einzog; aber trotzdem liebt er es, mit äußerem Glanz zu prunken. Wir wollen Alexander III. Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war ein energischer, kluger und geistesgewandter Mann, der es verstanden hat, die Macht und den Einfluß des Papsttums zu mehren; aber von der Gesinnung Christi, dessen Nachfolger er zu sein vorgab, finden wir nichts bei ihm. Ach nein, Alexander der Dritte war wohl nicht einmal ein Jünger Christi, geschweige denn Sein Stellvertreter.

Ich weiß nicht, ob Papst Alexander die Bibel näher gekannt hat. Wenn ja, wird er vielleicht auch die Worte gelesen haben, die als Überschrift über diesen Zeilen stehen, und möglicherweise haben sie dann das Bewußtsein in ihm gestärkt, daß er,

als der Stellvertreter Christi auf Erden, dazu berufen sei, in Macht und Herrlichkeit aufzutreten. So manches Wort der Schrift wird ja falsch ausgelegt, und es muß so sein, wenn man das göttliche Wort, anstatt es in Demut unter der Leitung des Geistes Gottes zu erforschen, mit seinem Verstand zu ergründen und zu seinem eigenen Vorteil auszulegen sucht. Dann muß der Mensch zu bösen Trugschlüssen kommen. Denn „der natürliche Mensch nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist, denn es ist ihm eine Torheit, und er kann es nicht erkennen“. (1. Kor. 2, 14.)

Sicherlich wird die Zeit anbrechen, wo die Tore ihre Häupter aufrichten und die ewigen Pforten sich erheben werden, um den König der Herrlichkeit einziehen zu lassen. Aber diese Zeit ist heute noch nicht da. Heute ist Jesus Christus (denn von Ihm ist in Psalm 24, dem die obigen Worte entnommen sind, die Rede), obwohl Er zur Rechten Gottes in Macht und Herrlichkeit thront, noch genau so verachtet und verhaßt wie zur Zeit Seines Erdenlebens. Stiege Er heute auf diese Erde herab, so würde die Welt Ihn genau so behandeln, schmähen und verfolgen wie vor neunzehnhundert Jahren. Die christliche Welt würde es nicht anders machen als die jüdische und heidnische. Die Welt will nun einmal nichts von Christo wissen und wird es nie wollen. Wer heute Christo nachfolgen will, der muß sich darüber klar sein, daß die breiten, vollen, glänzenden Straßen der Welt für ihn nicht da sind, daß er den schmalen Pfad einschlagen muß, der dornig und steil ist, aber — zur ewigen Herrlichkeit führt.

„Erhebet, ihr Tore, eure Häupter, und erhebet euch, ewige Pforten, daß einziehe der König der Herrlichkeit!“

Wann wird denn dieser Tag kommen? Dann, wenn der Herr die Welt gerichtet haben wird, wenn alle Ürgernisse hinweggetan und die offenbaren Widersacher gegen Gott und Seinen Christus beseitigt sind. Ein zubereitetes Volk muß den König der Herrlichkeit empfangen, wenn Er Seinen Thron auf Erden aufrichten wird. Dann wird der erlöste Same Israels das Land seiner Väter besitzen, der König des Friedens wird in Jerusalem, der Stadt des großen Königs, Seinen Einzug halten, und Segensströme werden sich von dort aus ergießen über die ganze Erde.

Welch ein Einzug wird das sein! Welch ein Jubel wird da die Straßen der Stadt erfüllen! Dann wird es auch keine Neider, keine Mißvergnügten, keine Verärgerten, keine Unterdrückten mehr geben. Alles wird sich freuen, und Gerechtigkeit und Friede werden herrschen auf Erden.

Alle, die jetzt schon mit Christo, dem heute Verworfenen, dann aber vor aller Augen in Herrlichkeit Erscheinenden, durch den Glauben verbunden sind, freuen sich auf diesen Augenblick. Sie freuen sich in dem Gedanken, daß diese Erde, heute ein Schauplatz der Unruhe, der Gewalttat, der Unzufriedenheit, der Ratlosigkeit, dann aufblühen wird in tausendjähriger Schönheit. Vor allem aber freuen sie sich, daß dann ihr geliebter Herr anerkannt sein wird, — und sie, sie werden mit Ihm herrschen.

Wieder hat ein neues Jahr begonnen. Das Rätselraten, was es in seinem Schoße birgt, hält



Papst Alexander III. im Triumphzug mit König
Heinrich II. von England und Ludwig VII.
von Frankreich.

viele Gemüter in Spannung. Wird es den Menschenkindern noch mehr Unruhe und Not bringen, als die vorhergegangenen Jahre es getan haben? Wir wissen es nicht. Wird es ein Jahr der Gnade bleiben, in welchem jedermann Gelegenheit geboten ist, zu glauben und durch Gottes Gnade ewiges Leben zu erlangen? Auch das wissen wir nicht. Vielleicht ist, ehe das Jahr 1922 sich dem Ende zuneigt, der Herr gekommen, um die Seinigen heimzuholen ins Vaterhaus. Vielleicht rollen am Ende des Jahres schon die Donner der göttlichen Gerichte, von welchen das Buch der Offenbarung berichtet. Wer weiß es? Die Unsicherheit wird immer größer, die Gerichte rücken näher und näher. Wer ihnen noch entrinnen will, der beeile sich! Die Uhr der Gnadenzeit kann jeden Augenblick zum letzten Schlage ausholen. Wer noch nicht errettet ist und diese Zeilen liest, der säume keine Minute, denn Großes steht für ihn auf dem Spiele. Es handelt sich um sein ewiges Schicksal.

Lieber Freund, eile und errette deine Seele! Laß die Erdengüter! Sie sind vergänglich, sind dem Verderben ausgesetzt. Denke an deine Seele, deine unsterbliche Seele! „Denn was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte? Oder was wird ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele?“ Ja, dafür hat er kein Lösegeld. Zu ihrer Lösung gibt es nur ein Lösegeld, das Blut Jesu Christi, das am Kreuze von Golgatha floß. Das Lösegeld ist bezahlt, aber nur dem aufrichtig Glaubenden wird es zugerechnet.

Endlich daheim

Einmal würde er heimkehren aus der Fremde, und dann, ja, dann würde endlich eine Zeit glücklichen Beieinanderseins anbrechen für Frau Bongers und ihre Tochter. Dann würde er ihnen erzählen von dem Leben in der großen Stadt, von den Künstlern, mit denen er verkehrte, von den vornehmen Familien, in die er Eingang gefunden hatte, und wo man seine Kunst bewunderte. Auf diese Zeit warteten Mutter und Tochter nun schon jahrelang

Rudolf oder Dolf Bongers, wie er gewöhnlich genannt wurde, war der Sohn einfacher Bauersleute. Aber er war „aus der Art geschlagen“. Schon als Kind hatte er etwas Besonderes an sich gehabt, das ihn von den anderen Bauernjungen unterschied. Gar bald zeigte es sich, daß er für die Feldarbeit nicht taugte. Die schlanken, wohlgeformten Hände, die zarten Glieder waren nicht dazu angetan, um auf dem Acker oder in der Scheune etwas Ordentliches zu leisten.

Es war für den Vater anfänglich kein kleiner Kummer gewesen, daß sein Einziger nicht mehr Eifer und Interesse für die Arbeit zeigte, für die er doch durch Geburt und Stand eigentlich bestimmt war. Aber er war ein verständiger Mann, und als er erkannte, daß in dem Jungen etwas steckte, das weder er noch seine Frau besaßen, hatte er keine Kosten gescheut, es zur Entwicklung zu bringen. Er hatte Dolf Zeichen- und Malunterricht geben lassen und mit Freuden seine Fortschritte verfolgt. Gar manchemal, wenn Dolf dem Vater eine neue

Zeichnung, eine Landschaft oder dergl. zeigte, hatte dieser seinen Jungen voll Bewunderung angeschaut und sich gefragt, wo er wohl solch köstliche Gaben her haben möge. Weder in seiner Familie noch in der seiner Frau hatte man je etwas von Kunst gekannt. Die Fragen und Überlegungen des Vaters endeten jedesmal damit, daß er ehrerbietig das Haupt entblößte und in kindlicher Einfalt sprach: „Er hat sie von Gott empfangen, und deswegen wird er ein großer Mann werden“.

Letzteres hatte der Bauer allerdings nicht erlebt. Eine tödliche Krankheit hatte ihn aufs Lager geworfen und in kurzer Zeit hinweggerafft. Die Familie blieb in schwierigen Verhältnissen zurück. Es ist meist ein schlimmes Ding, wenn ein Bauer stirbt und keinen geeigneten Nachfolger hinterläßt. So war es auch hier. Dolf verstand nichts von der Landwirtschaft, und so blieb die Arbeit auf den Schultern von Mutter und Schwester liegen. Nicht viel später schnürte der junge Künstler sein Bündel und ging in die Stadt, um dort weiter zu studieren.

Der Abschied von ihrem Einzigen kostete die Mutter heiße Tränen, aber es mußte sein. Das Dörfchen war kein Platz zur Ausbildung eines Malers. Das sah die Mutter auch ein.

„Sobald ich bekannt geworden bin und genug Geld verdient habe, komme ich wieder zu dir zurück, Mutter.“ Das war Dolfs letztes Wort gewesen, und darauf hatte die einfache Frau vertraut. Sie wollte mit ihrer Tochter schon durchkommen.

Wochen, Monate, Jahre vergingen.

Die Künstlerlaufbahn ist meist dornig. Dolf mußte hart kämpfen, um nicht zu unterliegen. Das

Mutterherz wollte brechen, wenn sie daran dachte, wie zart und schwächlich ihr Junge war. Würde er es aushalten? Aber es konnte doch nicht anders sein. Sollten denn alle Opfer umsonst gebracht, sollte alle Mühe vergeblich sein? Sollte Gott ihm für nichts so große Gaben geschenkt haben? Unmöglich. Noch hielt sie fest daran: Als ein anerkannter Künstler würde Dolf in die Heimat zurückkehren.

Und siehe da, die Mutter sollte recht behalten. Eine Wendung trat ein. Man begann die Kunst des jungen Malers zu schätzen. Seine Arbeiten wurden gekauft und gut bezahlt. Wie hatte das Mutterherz gejubelt, wie hatte sie vor Freude geweint, als der Name ihres Sohnes zum erstenmal in einer Zeitung ehrenvoll genannt wurde! „Paß auf“, hatte sie zu ihrer Tochter gesagt, „jetzt kommt er bald wieder, und dann leben wir fortan glücklich zusammen.“

Aber ihre Hoffnung hatte getrogen. Dolf kam nicht zurück, und seine Briefe wurden kürzer und seltener.

Ein Nachbar, der ab und zu in Geschäften nach der Stadt reiste, wo der junge Künstler jetzt schon so lange weilte, erzählte einmal bei seiner Rückkehr, „Herr Dolf“ habe eine prächtige Wohnung. Er verkehre mit den vornehmsten Herrschaften, und fast Abend für Abend sei er im Hause eines reichen Notars zu treffen, mit dessen Tochter er auf sehr gutem Fuße stehe.

Bei den Schilderungen des redseligen Nachbars war es Mutter Bongers ängstlich ums Herz geworden. Daß Dolf ein großer, vornehmer Herr geworden

war, nahm sie ihm nicht übel. Sie hatte es gar nicht anders erwartet. Aber daß er mit der Tochter des Notars verkehrte und ihr nicht ein Wort darüber geschrieben hatte, das drang ihr wie ein Schwert ins Herz. Sie konnte es sich nicht vorstellen, daß er einen Menschen lieber haben könne als seine eigene Mutter, deren Augapfel er stets gewesen war. Nein, nein, die Leute waren falsch unterrichtet. Er würde eines Tages wiederkommen, und sie würden dann zusammen glücklich sein. Das Dorf war schön gelegen. Da gab es Arbeit genug für den Pinsel eines tüchtigen Malers. Und sie wollte schon dafür sorgen, daß er sich wohl fühlte im alten Elternhause, mochte er auch noch so verwöhnt sein. Nicht umsonst hatten Mutter und Schwester monate-, ja jahrelang gespart für den Lieben in der Ferne. Nicht umsonst hatten sie sich selbst oft genug das Nötigste abgezogen.

Auf diese Weise suchte die treue Mutter immer wieder die schwindende Hoffnung zu beleben. Manchmal, wenn sie des Abends die Haustür schloß, schaute sie zum Himmel empor und sagte: „O Herr, der du da oben wohnst, du siehst auch hernieder auf mein Kind. Und wenn du willst, kannst du es ihm noch in diesem Augenblick ins Herz geben, daß er nach Hause kommt, wo seine Mutter so sehnsüchtig auf ihn wartet.“

Aber die Zeit verging, und Dolf kam nicht zu seiner Mutter. Sie hörte eigentlich nichts mehr von ihm.

Da mußte der Nachbar wieder einmal in die Stadt. Als er zurückkam und Frau Bongers ihn nach ihrem Sohn fragte, machte er ein bedenkliches Gesicht.

„Ja, Nachbarin“, erwiderte er auf die ängstlichen Fragen der besorgten Mutter, „was soll ich sagen? Ich habe dumme Sachen über Ihren Sohn gehört. Es muß nicht gut um ihn stehen. Wie man mir sagte, hat es ihn harte Arbeit gekostet, hochzukommen und so zu leben, wie er es tut. Er ist nicht stark, und es scheint bei ihm einen ordentlichen Knacks gegeben zu haben. Er möchte gern alles mitmachen und schleppt sich mit seinem kranken Körper von einem Vergnügen zum anderen. Abends kommt er spät nach Hause, und gewöhnlich in heiterer Stimmung. Dann wieder arbeitet er tage- und nächtelang. Mit dem Mädchen, von dem ich das letzte Mal sprach, scheint auch nicht viel los zu sein. Es ist ein eigensinniges, verwöhntes Ding. Und ihr Vater, der Notar, dem Dolfs verfallenes Gesicht auffiel, hat mit dem Arzt über ihn gesprochen, und der hat ihm nicht viel Gutes gesagt. Von einer Heirat wollte der Notar dann nichts mehr wissen. Darauf ist Dolf in Verzweiflung geraten und . . .“

Weiter kam der Erzähler nicht. Ohnmächtig sank die arme Mutter zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke: „Mein Junge ist krank. Ich muß ihn pflegen. Dann wird er wieder gesund.“ Ach, sie ahnte nicht, wie es in Wirklichkeit um ihren Sohn stand, welche furchtbare Verwüstungen die Schwindsucht bereits in seinem zarten Körper angerichtet hatte. Sie wußte nicht, daß das unregelmäßige Leben, das er führte, allmählich seine ganze Kraft aufgezehrt hatte.

Sie setzte sich hin und schrieb ihrem Jungen einen Brief. Es waren Worte, wie nur ein lieben-

des Mutterherz sie finden kann. Der Nachbar erklärte sich bereit, das Schreiben selbst zu besorgen und auf Antwort zu warten. Wie klopfte ihr Herz, als sie ihn einige Tage später zurückkommen sah! Er hatte ein Briefchen Dolfs bei sich. Es enthielt nur wenige Zeilen. Sie lauteten:

„Ich komme wieder, Mutter. Ich will Dich und meine Schwester noch einmal sehen, ehe ich sterbe. Ich will auch die niedrige Wohnung wiedersehen, in der ich so glücklich war. Das Leben hat allen Wert für mich verloren. Ich bin krank nach Seele und Leib. Dein unglücklicher Dolf.“

O wie diese Worte der Mutter ins Herz schnitten. Welch eine Hoffnungslosigkeit sprach aus jeder Silbe! Aber sie gab die Hoffnung nicht auf. Mit Gottes Hilfe konnte er doch wieder gesund werden, gesund nach Leib und Seele.

Von diesem Augenblick an wartete sie jede Stunde auf die Heimkehr des geliebten Sohnes.

Und er kam. Eines Tages wurde die Tür geöffnet. Herein trat ein Junge, der einen Handkoffer trug, und hinter ihm . . . War das ihr Dolf?! Sie stieß einen Schreckensschrei aus. Aus einem geisterbleichen Gesicht starrten zwei müde Augen sie an, und eine zitternde, abgezehrte Hand streckte sich ihr entgegen. Wankenden Schrittes trat der Mann näher. Er würde zu Boden gesunken sein, wenn sie ihn nicht aufgefangen hätte. Rasch zog sie einen Stuhl für ihn herbei. Sie fühlte, jetzt mußte sie stark sein und mit Gewalt ihre Muttergefühle zurückdrängen. Bis dahin hatte er noch kein Wort gesprochen. Starr und stumm saß er auf dem Stuhl und starrte mit dumpfem, ver-

zweifeltem Blick vor sich auf den Boden. Liebreich nahm sie ihm Hut und Überzieher ab. Er dankte mit ein paar Worten. Hohl und klanglos kam es heraus. In diesem Augenblick fühlte die arme Mutter so recht die schreckliche Wahrheit seiner Worte: „Das Leben hat allen Wert für mich verloren. Ich bin krank nach Seele und Leib.“

Leise legte sie ihren Arm um seinen Hals, und diese Bewegung brachte endlich Leben in die zusammengesunkene Gestalt. Es war, als ob ein elektrischer Funke durch seine Glieder gegangen wäre. Leise und stoßweise kamen Worte über seine Lippen, Worte voll tiefer Not und bitterer Selbstanlage.

„O Gott!“ flüsterte er mit heiserer Stimme, „o Gott, gegen dich allein habe ich gesündigt. Mein ganzes Leben zeugt gegen mich. Ich bin rettungslos verloren, und dein Zorn wird mich auf ewig verdammen. — Meine liebe Mutter, wie habe ich dich betrübt! Für mich ist keine Vergebung mehr. Mutter, Mutter, ich muß sterben, und keine Hoffnung ist da, keine Hoffnung!“

Wie traurig klangen diese Worte! Es waren die bitteren Selbstanlagen eines Menschenkindes, das alle Hoffnungen zu Grabe getragen hat. Und doch, so traurig sie klangen, ein ganz schwacher Hoffnungsstrahl ging doch von ihnen aus. Es war ein zerschlagener Geist, der also sprach, und da war Hilfe möglich.

„Dolf“, sagte die Mutter, „bei Gott ist Gnade für arme, verlorene Sünder. Bei Ihm ist auch Gnade für dich. Da ist Einer, der auch für dich am Kreuze gestorben ist, der auch für dich die Strafe erduldet hat, die in Ewigkeit auf dir hätte

lasten müssen. Seit Jahren kennst du diesen Einen mit Namen. Als du noch klein warst, habe ich so manchesmal mit dir über Ihn gesprochen. So manchesmal hat Er damals an die Tür deines Herzens geklopft. Und noch heute kannst du Ihn kennen lernen in Seiner großen Liebe. Er möchte auch heute noch dein Heiland werden und dich für ewig glücklich machen.“

Es war merkwürdig, wie die Zunge der sonst so stillen Frau Worte fand bei der Schilderung der Liebe des Sünderheilandes. Und ihre Worte weckten einen Widerhall. Ein Licht leuchtete in dem Auge des Künstlers, der, vor kurzem noch ein Kind des Glücks, so plötzlich in die tiefste Trostlosigkeit und Finsternis gestürzt war. Wenn seine Mutter, deren Leben er verbittert statt erhellt hatte, ihm vergeben konnte, wenn sie nur Worte der Liebe und des Trostes für ihn hatte, dann war vielleicht auch noch Vergebung bei Gott für ihn zu finden. Dann war doch vielleicht noch Hoffnung für ihn, Hoffnung an der Schwelle ewiger Verzweiflungsnacht.

Die gute, liebe Mutter! Wie alt war sie geworden, alt und verändert, alt vor der Zeit, und daran trug allein er die Schuld! Mit einemmal warf er die Arme um ihren Hals, und während die Tränen über seine abgezehrten Wangen rollten, stammelte er:

„Vergabung, Mutter, Vergabung! Wenn Gott so groß ist an Erbarmen, — und ich weiß, daß Er es ist — wenn du mich noch so lieb hast trotz all des Bösen, das ich dir zugefügt habe, dann ist noch Rettung für mich. O Mutter, bete, bete für deinen unglücklichen Sohn!“

Was weiter zwischen Mutter und Sohn vorging, weiß ich nicht, und wir brauchen es auch nicht zu wissen. Als die Abendsonne den westlichen Horizont golden umsäumte, fielen ihre Strahlen auf das Antlitz eines Sterbenden. Die Abschiedsstunde kam viel schneller, als Mutter und Sohn es gedacht hatten. Aber es war ein Abschied in Frieden.

„Ich gehe zu Ihm, der allein das Leben ist“, flüsterte der sterbende Mann. „Er hat auch mich noch angenommen. Beinahe zu spät, aber doch noch zu rechter Zeit. Hab Dank für deine Liebe, Mutter! Sie ist stärker als alles andere. Bei Jesu sehe ich dich wieder. Dort gibt es keine Trennung mehr. Dort ist alles Herrlichkeit. Dort werden wir uns ewig freuen, ewig, — ewig freuen.“

So ging Dolf Bongers in die ewige Heimat ein.

Wie das Evangelium nach Toga kam.

Shier unzählig wie die Sterne am Himmel sind die Inseln des Großen oder Stillen Ozeans. Eine der vielen Inselgruppen heißt man die Torres-Inseln. Diese Gruppe besteht aus fünf kleinen Inselchen. Die Leute, die dort wohnen, haben ganz schwarze Hautfarbe. Es sind recht bedauernswerte Menschen, denn unter ihnen herrschen böse, ansteckende Krankheiten. Deshalb hat man sich auch lange gescheut, zu ihnen zu gehen. Doch als ihre Nachbarn, die auf naheliegenden Inseln wohnten, vom Heiland zu hören bekommen hatten und durch Ihn glücklich geworden waren, da trieb die Liebe sie auch zu den armen Bewohnern der Torres-

Inseln. „Wenn die nur auch so glücklich würden wie wir!“ dachten sie und vergaßen darüber die Angst vor den ansteckenden Krankheiten.

So hatten sich nach und nach auf vierein der Torres-Inseln eingeborene Christen von den Nachbarinseln angesiedelt und ihren Landsleuten das Evangelium von dem Herrn Jesus verkündigt. Aber Toga, die kleinste und am weitesten südlich gelegene Insel, war bisher ohne das Evangelium geblieben. Häufig hatten die Männer von Toga zwar gebeten, ihnen doch auch einen Lehrer zu senden, aber immer wieder war ihnen die betäubende Antwort geworden: „Leider, leider ist für Toga noch kein Lehrer da!“

Es war gerade am Weihnachtstage des Jahres 1894, als die Bewohner der Insel Loh, die Toga am nächsten liegt, auf dem von der Sonne bestrahlten und in herrlichem Blau schimmernden Meere einen kleinen schwarzen Fleck entdeckten. Es war, wie sich nachher herausstellte, ein einfaches Floß, auf dem eine Anzahl der Bewohner von Toga, die vom Bootbau nichts verstanden, sich auf die Fahrt nach Loh begeben hatten. Nur langsam kam das Floß auf der stillen Meeresfläche vom Fleck. Erst bei Sonnenuntergang war das Ziel erreicht. Zehn Togamänner stiegen an Land und sagten, sie möchten gern zehn Tage bei den Nachbarn zu Besuch bleiben. Den eigentlichen Zweck ihres Kommens verrieten sie nicht, und die Fremden auszufragen galt nicht für schicklich. Sie blieben also dort. Aber siehe da, wenn die eingeborenen Christen von Loh sich morgens und abends in ihrer kleinen Kirche zur Andacht versammelten, so setzten die zehn Besucher

sich still draußen vor die Kirche, deren Seiten nur mit Matten verhängt waren, sodaß sie alles hören und sehen konnten, was drinnen geschah. In der Zwischenzeit aber hatten sie viel zu fragen, wie die christlichen Eingeborenen lebten, und was sie von heidnischen Gebräuchen aufgegeben hätten.

Als die zehn Tage verstrichen waren und die seltsamen Besucher sich wieder zur Abfahrt rüsteten, sagte ihr Führer zu dem christlichen Lehrer auf Loh:

„Wir haben oft um einen Lehrer gebeten, aber keinen bekommen. Lange haben wir gewartet, nun aber sind wir des Wartens müde geworden. Deshalb sind wir hierhergekommen, um zu sehen, wie die Christen leben. Jetzt kehren wir zu unserer Insel zurück, und von heute ab wollen wir als Christen zu leben versuchen und alles das lassen, was Christen nicht tun dürfen. Wenn dann endlich auf unsere vielen Bitten hin der Lehrer kommt, dann braucht er uns nur das zu erzählen, was wir noch nicht gehört haben.“

Nach diesen Worten stiegen die Männer wieder auf ihr Floß und ruderten langsam der Heimatinsel zu.

Zwei Monate später kam ein Missionar nach Loh und hörte von dem eigenartigen Besuch der Togaleute. Die Schilderung machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sofort Anstalten traf, um Toga zu besuchen. Freudig empfingen ihn die Bewohner und geleiteten ihn stolz in seine Herberge. Hoch oben in den Felsen hatten sie eine schöne Hütte mit herrlicher Aussicht auf die weite See für den schon so lange erwarteten Lehrer erbaut. Der Missionar fand bald heraus, daß sie bereits viele

heidnische Gebräuche aufgegeben hatten. Sogar einen wöchentlichen Ruhetag hatten sie eingeführt, und jeden Tag, morgens und abends, versammelten sie sich zu der Zeit um die Hütte, da sie die Leute von Loh bei der Andacht vermuteten. Still pflegten sie dann auf den Felsen zu sitzen und über die weite See hinzublicken. So warteten sie auf den Boten des Evangeliums, und auch aus ihren Herzen entquoll still der Ruf des mazedonischen Mannes: „Komm herüber und hilf uns!“

Aufs tiefste gerührt von dem, was er gesehen und gehört hatte, kehrte der Missionar nach Loh zurück. Dort rief er die christlichen Eingeborenen zusammen, erzählte ihnen von dem sehnsüchtigen Warten ihrer Nachbarn und flehte gemeinschaftlich mit ihnen zum Herrn, daß Er bald den Wunsch jener Armen erfüllen möchte.

Zwei Wochen vergingen. Eines Abends saß der Missionar noch spät in seinem Zimmer und schrieb. Mitternacht war nicht mehr fern. Da hörte er Tritte. Zwei eingeborene Knaben von etwa fünfzehn Jahren traten ein und setzten sich, wie es dort Sitte ist, leise auf den Fußboden und warteten. Beide waren gläubig und hatten in der Missionschule auf den Norfolkinseln Unterricht genossen, allerdings nur für kurze Zeit, weil sie dann krank geworden waren.

Was die beiden wohl auf dem Herzen haben mögen? dachte der Missionar, doch sagte er nichts, sondern schrieb weiter. Nach einiger Zeit faßte sich einer der Knaben ein Herz und fragte:

„Vater, ist schon ein Lehrer für Toga gefunden worden?“

„Noch nicht, mein Sohn“, lautete die Antwort. Wieder wurde es still im Zimmer. Dann, nach etwa zehn Minuten, kam die zaghafte Frage: „Vater, könnten wir nicht nach Toga gehen? Wir wissen, daß wir keine richtigen Lehrer sind. Wir sind auch ganz unwissend, aber wir glauben an den Herrn Jesus, und wir können lesen und schreiben. Wir könnten auf Toga doch etwas Gutes tun, bis ein wirklicher Lehrer gefunden ist.“

Der Missionar war tief bewegt und dankte im stillen Gott für die Erhörung seiner Gebete. Doch ließ er die Knaben nichts von seiner Freude merken, sondern sprach mit ihnen nur über die Gefahren und Versuchungen, die sie auf dem heidnischen Toga haben würden.

„Überlegt euch die Sache wohl“, sagte er zum Schluß, „und fragt den Heiland, ob Er euch dort haben will. Nach drei Tagen kommt dann wieder und bringt mir Bescheid.“

Die Knaben gingen. Nach drei Tagen waren sie wieder da und sagten: „Ja, wir wollen gehen“.

Der Missionar erhob keine Einwendungen mehr. Am Ende der nächstfolgenden Woche nahm er die beiden Jungen in sein Boot und segelte mit ihnen nach Toga. Ein scharfer Wind brachte sie schnell an die Insel heran, aber die Brandung war so stark, daß sie nicht landen konnten. Der Missionar sah keinen anderen Ausweg, als nach Loh zurückzufahren und an einem anderen Tage den Versuch zu wiederholen. Aber davon wollten die Knaben nichts wissen. Sie sprangen über Bord, und schwimmend erreichten sie das Land.

Auf diese Weise gelangte das Evangelium zuerst nach dem kleinen Toga. Der Eifer und die Treue der beiden Knaben haben reiche Früchte getragen. Heute gibt es auf Toga eine ganze Anzahl Eingeborener, die ernste und freudige Bekenner und Nachfolger des Herrn Jesus sind.

„Kein anderer Name!“

Vor der Tür seines Häuschens saß ein blinder Mann und las in seiner Blindenbibel. Während seine Finger über die erhabenen Buchstaben glitten, sprach er die Worte halblaut vor sich hin. Etliche Personen, junge und alte, standen in seiner Nähe und hörten verwundert zu. Da kam ein Herr des Weges. Er sah den Mann da sitzen, das große Buch auf den Knieen, und trat neugierig näher. Der Blinde las gerade Apstgsh. 4. Er schien den Zusammenhang verloren zu haben, denn während seine Finger suchend über die Zeilen fuhren, wiederholte er mehrmals die Worte: „Kein anderer Name. — kein anderer Name — kein anderer Name!“

Mehrere der Dabeistehenden fingen an zu lachen, aber der Fremde lachte nicht. In tiefes Nachdenken versunken ging er weiter. Seit Wochen hatte Gott in Seiner Gnade das Gewissen dieses Mannes berührt und die Überzeugung in ihm geweckt, daß er ein Sünder sei, und vergeblich hatte er diesen und jenen Weg eingeschlagen, um Frieden und Ruhe zu finden. Seine religiösen Übungen, seine guten Vorsätze, seine veränderte Lebensweise, — nichts war

bisher imstande gewesen, sein Gewissen von der auf ihm lastenden Bürde zu befreien und seinem Herzen den ersehnten Frieden zu geben.

In dieser Gemütsstimmung war er mit dem Blinden zusammengetroffen, und das kurze Schriftwort: „Kein anderer Name!“ hatte nicht nur sein Ohr, sondern sein tiefstes Inneres berührt. Er ging nach Hause, aber wo er ging und stand, tönte es an sein Ohr: „Kein anderer Name — kein anderer Name — kein anderer Name!“ Er ging zu Bett, aber er fand keinen Schlaf. Die gehörten Worte ließen ihn nicht los, und je länger er über ihre Bedeutung nachsann, desto heller schien das Licht der Gnade in sein Herz hinein. Er begann zu verstehen, und schließlich rief er laut in Wonne und Entzücken:

„Jetzt begreife ich's, jetzt sehe ich's! Ich habe Heil und Rettung in meinen eigenen Werken gesucht, in meiner Buße, meinen Gebeten, meinem besseren Leben. Aber jetzt erkenne ich, wie sehr ich im Irrtum war. Jesus allein kann retten und selig machen. Er ist der einzige Name, in dem Heil und Leben zu finden ist. Zu Ihm will ich emporblicken. An Ihn will ich glauben. Er nur kann mir helfen im Leben und im Sterben. Kein anderer Name! Ja, es ist keiner, keiner außer Ihm.“

So fand dieser Mann das ewige Heil. Aus freier Gnade war es ihm zuteil geworden. Fürwahr, „es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apostelg. 4, 12.)

Ein Blatt vom Baum des Lebens

I.

In den Jahren 1857/58 ging es in Benares, der heiligen Stadt der Hindus, unruhig zu. Eine groß angelegte Empörung gegen die Engländer, die Beherrscher des Landes, war ausgebrochen und drohte die britische Herrschaft in Indien zu stürzen. Viele der indischen Truppenteile meuterten gegen die verhassten Gewalthaber, fürchterliche Greuel wurden an den Europäern verübt, und zahlreiche blutige Schlachten fanden statt, die den Engländern mörderische Verluste brachten.

Durch die Straßen der „heiligen“ Stadt rollten in diesen Tagen statt der Staatskutschen und der schweren, mit Korn und Baumwolle beladenen Wagen Geschütze und Gefährte, die in ihrem Innern verwundete und sterbende englische Soldaten bargen. Die meisten dieser Krankenwagen fuhren nach dem großen Hospital. Dort wurden die jammernden und stöhnenden Insassen ausgeladen, und in eiliger Fahrt ging's dann zurück auf die Schlachtfelder, wo die Wagen rasch wieder gefüllt wurden.

Jeden Morgen konnte man in dieser Zeit ein junges Mädchen gewahren, das eiligen Schrittes durch die unruhigen Straßen ebenfalls dem Krankenhaus zustrebte. Es war ein vornehmes, feingebildetes Mädchen, die Tochter eines hochstehenden englischen Beamten. Sie war von zarter Gestalt

und schüchternem Aussehen. Die meisten Damen ihres Standes würden in solcher Zeit möglichst die Straße gemieden haben, aber Marie Tuffer dachte nicht an sich. Wenn auch die traurigen Bilder, die ihr Auge überall sah, ihr Gemüt tief bewegten, so tat sie doch tapfer, was sie für ihre Pflicht ansah. Sie half nämlich tagaus tagein die verwundeten Soldaten pflegen, und sie tat dies nicht aus Menschenliebe allein, sondern gedrängt durch die Liebe des Einen, der sich selbst geopfert hat zum Heil der Menschenkinder. Marie war eine Jüngerin Jesu. Sie liebte ihren Heiland, und sie wünschte, Seine Liebe den armen Verwundeten und Sterbenden nahezubringen, von denen so viele in fremder Erde ein unerwartet frühes Grab fanden.

Im Krankenhause war das junge Mädchen ein gern gesehener Gast. Mochten auch manche über ihre innere Überzeugung die Achseln zucken, ihre Dienste nahm man gern in Anspruch; denn niemand verstand es besser als sie, ein tröstendes Wort zu sagen und zu den Herzen zu reden. Manchem der sterbenden Soldaten erschien sie wie ein Engel vom Himmel, und nicht klein war die Zahl derer, denen sie ein Wegweiser zum Himmel sein durfte.

Eines Morgens saß sie an dem Bett eines Schotten, als sechs seiner Kameraden ins Zimmer traten. Für jeden von den Eingetretenen hatte Marie ein freundliches Wort. Sie sprach davon, wie dankbar sie und alle Europäer ihnen seien, daß sie gekommen seien, um sie gegen die Grausamkeiten der Aufriührer zu schützen. Darauf lenkte sie geschickt das Gespräch auf den Gegenstand über, der ihr am meisten am Herzen lag, sprach von den Ge-

fahren des Schlachtfeldes, von dem Ernst der Ewigkeit und fragte schließlich die Soldaten, ob sie auch den Herrn Jesus könnten, der allein das Herz glücklich machen könne, selbst angesichts eines bitteren Todes. Schließlich reichte sie einem der jungen Männer ihre Bibel und bat ihn, einen kurzen Abschnitt daraus vorzulesen. Der Soldat war nicht wenig überrascht über diese Aufforderung. Doch kam er ihr nach. Die Bibel schien ihm kein ganz unbekanntes Buch zu sein, denn er wählte den 23. Psalm. Marie sprach nach dem Vorlesen noch einige Worte und betete mit den Leuten. Das alles machte offenbar einen tiefen Eindruck auf diese, denn zum Schluß baten alle um ein Büchlein oder einen Traktat zum Andenken an die vornehme junge Dame, die sich so freundlich mit ihnen unterhalten hatte. Sie gab was sie hatte, aber für einen blieb nichts übrig. Da die Soldaten keine Zeit hatten zu warten, bis sie weiteren Lesestoff geholt hatte, der letzte aber auch etwas von ihr erhalten sollte, eilte Marie in die im Krankenhause befindliche Apotheke. Hier erbat sie sich ein Stück Papier und schrieb folgende Schriftstellen aus 2. Kor. 5 darauf:

„Denn wir wissen, daß, wenn unser irdisches Haus, die Hütte, zerstört wird, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln.“ (V. 1.)

„Wir wandeln durch Glauben, nicht durch Schauen.“ (V. 7.)

„Wir müssen alle vor dem Richterstuhl des Christus offenbar werden, auf daß ein jeder empfangen, was er in dem Leibe getan, nachdem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses.“ (V. 10.)

„Denn die Liebe des Christus drängt uns, indem wir also geurteilt haben, daß einer für alle gestorben ist und somit alle gestorben sind. Und Er ist für alle gestorben, auf daß die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben ist und ist auferweckt worden.“
(B. 14. 15.)

„Daher, wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden.“ (B. 17.)

Unter diese Schriftstellen setzte sie das bekannte Verschen:

„Wie süß der Name Jesus klingt!
Er lindert jeden Schmerz;
Für alles Leid Er Heilung bringt
Und Ruh' ins müde Herz!“

Das also beschriebene Blatt (ein köstliches Rezept, aus den besten Kräutern zusammengestellt) gab sie dem Soldaten und sagte ihm, daß sie ihn im Himmel wiederzufinden hoffe. Unter herzlichen Dankesbezeugungen verabschiedeten sich die sechs Männer.

II.

Bereits am folgenden Morgen marschierte das Regiment Schotten ab, um der schwer bedrohten Festung Lahnau Ersatz zu bringen. Es war ein langer Marsch, Hunderte von Kilometern weit, und mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Jedesmal, wenn Halt gemacht wurde, zog der Soldat, der das beschriebene Blatt empfangen hatte, es aus der Tasche und las es. Auch las er es denen vor, die zuhören wollten. Die Worte machten ihm merkwürdig viel zu schaffen. Er konnte sie nicht

lesen, ohne daß seine Augen naß wurden, und wo er Gelegenheit hatte, suchte er die Einsamkeit auf und betete. Einem seiner Kameraden, mit dem er befreundet war, schüttete er sein Herz aus. Er hatte einen greisen Vater, eine alte Mutter und einen einzigen Bruder daheim, und er verlangte sehr danach, seine Lieben noch einmal im Leben wiederzusehen. Aber er fürchtete, daß ihm das nicht mehr vergönnt sein würde. Trotzdem machten ihn seine trüben Ahnungen nicht unglücklich, denn er hoffte bestimmt, sie dereinst im Himmel, dem ewigen Vaterhaus, wiederzufinden. Offenbar war die gute Saat, mochte sie auch nur aus wenigen Körnern bestehen, bei diesem Mann auf gute Erde gefallen und lieblich aufgegangen. Er hatte gelernt, durch Glauben zu wandeln, nicht durch Schauen. Je näher man der Festung kam, desto ernster wurden seine Gespräche. Wiederholt versicherte er seinem treuen Kameraden, der nicht von seiner Seite wich, er werde nicht lebendig aus Lathnau herauskommen. „Es ist doch ein ernster Gedanke, so dem Tode entgegenzugehen“, sagte er manchmal. „Wie gut ist es, bereit zu sein, um vor Gott zu erscheinen!“

„Ach was!“ versetzte der andere dann gewöhnlich. „Du bist schwermütig; das paßt nicht für einen echten Soldaten.“

Mit der Zeit wurde jedoch auch der Kamerad ernster gestimmt. Einer blutigen Schlacht entgegengehen ist und bleibt eine ernste Sache. Andererseits weckte der Friede, den sein Freund sichtlich genoß, Gefühle besonderer Art in ihm. Er wußte nichts von diesem Frieden, denn er kannte Den nicht, Der ihn gemacht hat. Wie sollte er Ihn auch

kennen? Niemand hatte sich bisher die Mühe gegeben, ihn mit den Heilswahrheiten bekannt zu machen. In jungen Jahren hatte er seine Eltern verloren, und in einer Anstalt war er erzogen worden. Weil er kein Heim hatte, war er Soldat geworden. In seinem ganzen Leben hatte er eigentlich noch keine Liebe erfahren, und sein Freund war der einzige, mit dem sich ein vertrautes Wort reden ließ. Zuerst hatte er dessen veränderter Gesinnung wenig Geschmack abgewinnen können, mit der Zeit aber fanden seine Gespräche, seine Gebete und die Worte, die er von dem Zettel ablas, Eingang in sein Herz. Der Wunsch wurde wach in ihm, den Jesus, den jener liebte und in dessen Liebe er so getrost und glücklich war, auch kennen zu lernen. Und Gott, der das Seufzen einer Seele hört, mag es nun aus dem Lärm eines Schlachtfeldes oder aus stiller Kammer zu Ihm empordringen, ließ sich nicht umsonst suchen.

Auch dieser Mann fand den Weg zu Jesu, seinem Heilande. Als ein verlorener Sünder zu Ihm kommend, übergab er sich Ihm mit seinem ganzen Herzen. Der Gedanke, jetzt einen Freund im Himmel zu haben und mit Gott versöhnt zu sein auf Grund des Opfertodes Seines geliebten Sohnes, machte ihn unendlich glücklich. Hatte er seinen Freund früher lieb gehabt, so hing er jetzt mit ganzer Seele an ihm. Denn nichts vermag zwei Herzen inniger miteinander zu verbinden, als die Liebe zu dem einen Herrn und das gemeinsame Leben für Ihn. Kennen meine Leser alle schon diese Freude? Dann wird es auch ihr ernstes Begehren sein, andere zu Jesu zu führen. Das ist ein Vorgesmack

himmlischer Freude. Aber um dem Herrn an anderen zu dienen, ist es unumgänglich nötig, sich selbst Seiner zu erfreuen. Wenn man sich nicht des Herrn zu rühmen vermag, statt dessen vielleicht gar klagt und unzufrieden ist, wie sollen dann andere Lust bekommen, diesen Heiland kennen zu lernen?

Die beiden Freunde, jetzt Brüder in Christo, besaßen kein Buch, nicht einmal ein Neues Testament. Sie hatten nur das Blatt der jungen Dame aus dem Hospital. Sie konnten die geschriebenen Worte natürlich längst auswendig, aber trotzdem lasen sie sie immer wieder, und es war schwer zu sagen, welchem von beiden sie am kostbarsten waren. So erquickt sich der Hungrige stets aufs neue am Brote. Hundertemale mag er es versucht und gegessen haben, aber immer wieder ist er es mit Genuß, ja, mit umso größerem Genuß, je bescheidener es ihm zu teil wird. Nur wer einen verdorbenen Magen hat, mag es nicht sehen. Für die beiden schottischen Soldaten bildete das mit den wenigen Bibelstellen beschriebene Blatt einen stets sprudelnden Quell lebendigen Wassers. Sollte uns das nicht zu denken geben, die wir das ganze Wort Gottes in Händen haben?

Mittlerweile schob sich das Regiment an die Festung Lathnau heran. Heftige Kämpfe setzten ein. Die Stadt war von zahlreichen, in Gärten liegenden Landhäusern umgeben. In diesen Häusern hatten die Aufständischen sich festgesetzt. Jedes Haus bildete eine kleine Festung für sich, die manchmal unter schweren Opfern eingenommen werden mußte. Die herrlichen Gärten wurden zertreten, und mancher Schotte fand in ihnen sein Grab. Unsere

beiden Freunde kämpften Seite an Seite. In einem Garten ereilte den einen, der schon so lange sein Ende geahnt hatte, sein Schicksal. Eine Kugel traf ihn in die Brust. Lautlos stürzte er zu Boden. Sein Freund kniete neben ihm nieder und blieb bei ihm, bis der Kampf um das Gebäude beendet war. Dann holte er ärztliche Hilfe herbei. Aber es war nichts mehr zu machen.

„Freund, Bruder!“ flüsterte der Sterbende, „ich gehe zuerst. Wir haben so manchmal über unseren Heimgang gesprochen. Sei deshalb nicht traurig! Ich bin so glücklich! „Wie süß der Name Jesus klingt!“ . . . Lies mir die Worte noch einmal vor!“

Damit brachte er mühsam das Blatt zum Vorschein, das ganz zerlesen und nun mit seinem Blute getränkt war. Mit tränenerstickter Stimme las dieser die bekannten und doch so kostbaren Stellen.

„Ja“, flüsterte der Sterbende, „Er ist für alle gestorben — auch für uns. — — Wir wandeln durch Glauben. — Die Liebe — des Christus — drängt uns. — — Bald bin ich daheim — in dem himmlischen Haus. — Da — finde — ich dich — wieder. — Lebwohl, — lieber Bruder!“

Einen Augenblick später war er nicht mehr. Dem Freunde war so weh ums Herz. Er wäre dem geliebten Toten so gern gefolgt. Aber noch hatte seine Stunde nicht geschlagen. Mit Hilfe einiger Kameraden begrub er den Leichnam in dem Garten. Dann mußte er aufs neue in den Kampf. Das Blatt Papier nahm er mit. Es ruhte jetzt auf seiner Brust.

III.

„Drüben liegt ein junger Soldat, der Sie dringend zu sprechen wünscht.“

Mit diesen Worten empfing eines Morgens, nicht lange nach den eben erzählten Ereignissen, eine Krankenschwester das uns bekannte Fräulein Lutter, als sie wie gewöhnlich ihren Besuch im Hospital von Benares machte.

Marie ging an den ihr bezeichneten Platz und fand ein ihr gänzlich unbekanntes Gesicht.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte sie freundlich. „Ich erinnere mich nicht, Sie schon gesehen zu haben.“

„Nein“, versetzte der Kranke, „wir sind uns noch nie im Leben begegnet. Aber trotzdem sind Sie mir nicht fremd, ich habe oft von Ihnen gehört.“

„Sind Sie verwundet oder krank?“ erkundigte Marie sich teilnehmend.

„Krank“, lautete die Antwort. „Der Arzt und meine Kameraden sind allerdings der Ansicht, es sei nur Erschöpfung, und ich würde bald wieder auf den Beinen sein. Aber ich weiß es besser: Ich stehe nicht wieder auf. Könnte man mich nur an der Seite meines lieben Freundes zur letzten Ruhe betten! Aber das ist ja unmöglich.“

„Wo liegt denn Ihr Freund begraben? Wollen Sie mir nicht von ihm erzählen?“

„Sehr gern. Deswegen wollte ich Sie ja gerade sprechen.“

Und nun erzählte der Kranke der bewegt Lauschenden, was wir bereits wissen, daß sein

Freund der Mann war, dem sie vor einiger Zeit das Blatt mit den Bibelsprüchen gegeben hatte. Er berichtete, zu welchem Segen die Worte dem Gefallenen geworden seien, und wie er selbst auch durch die Liebe des Freundes und die Macht des göttlichen Wortes den Heiland gefunden habe. „Das Blatt habe ich von ihm geerbt“, schloß er seinen Bericht, während er das blutbefleckte Stück Papier unter dem Kopfkissen hervorholte und es unter Tränen betrachtete.

Marie war tief gerührt. Sie vermochte nur schweigend dem Manne die Hand zu drücken.

„Nicht wahr?“ fuhr dieser nach einer Pause fort, „Sie verzeihen, daß ich Sie habe rufen lassen. Mein lieber Freund und Bruder hat so oft von Ihnen gesprochen und Sie tausendmal dafür gesegnet, daß Sie ihm den Weg zu Jesu gezeigt haben. Und er hat mich zum Heiland geführt! Wir werden nun bald wieder droben vereinigt sein, auf ewig, und wie werden wir uns freuen, wenn wir auch Sie, liebes Fräulein, einst dort begrüßen dürfen!“

Wir können uns vorstellen, mit welchen Gefühlen das junge Mädchen diese Worte vernahm. Wie dankte sie dem Herrn, daß Er ihr einfaches Zeugnis so reich gesegnet hatte! Sie erkundigte sich noch nach Einzelheiten und nahm dann ihre Bibel zur Hand, um dem Kranken etwas vorzulesen. Auch betete sie mit ihm. Die Unterredung hatte ihn so erschöpft, daß er nicht einmal den Kopf von dem Kissen zu erheben vermochte, aber auf seinem blassen Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck, und er versicherte, völlig glücklich zu sein.

Schließlich mußte Marie ihn verlassen, da es noch andere Arbeit für sie gab. Doch der Kranke hatte noch einen Wunsch.

„Wollen Sie mir versprechen“, bat er beim Abschied, „dafür zu sorgen, daß das Blatt mir mit ins Grab gegeben wird? Es ist mir so teuer als das einzige Andenken an meinen Freund, der mich zum Heiland geführt hat, daß ich mich auch im Tode nicht davon trennen möchte.“

Marie gab das erbetene Versprechen und ging.

Am nächsten Morgen stand sie schon in früher Stunde an seinem Lager. Aber wie hatte die kurze Zeit den Mann verändert! Die gestern noch klaren Augen starrten wesenlos ins Leere. Er kannte niemand mehr. Der ganze Leib schien fast schon erstorben zu sein. Marie nahm eine seiner Hände. Sie war feucht von kaltem Schweiß.

„Er sprach nur noch von seinem Heimgehen zu Jesu, bis das Bewußtsein ihn verließ“, bezeugten drei Männer, die an dem Lager standen. Der Umstand schien sie tief bewegt zu haben. Alle drei knieten mit Marie nieder, als diese noch einmal für den Leidenden betete. Es war ein eigenartiges Schauspiel. Ein zartes, junges Mädchen laut betend am Bett eines sterbenden Soldaten, umgeben von Sanitätsleuten und Krankenschwestern! Das vermag die Liebe Christi.

Als Marie am nächsten Morgen wiederkam, war ihr Freund bereits in die Ruhe eingegangen, nach der ihn so sehr verlangt hatte, in das Haus, nicht mit Händen gemacht, „das ewige, in den Himmeln“. Obwohl er eben erst gestorben war, stand man schon im Begriff, ihn in die Leichen-

halle zu bringen. Die heiße Luft in Indien erfordert ein rasches Begräbnis. Marie nahm das Blatt unter dem Kopfkissen weg und gab es dem Toten in die Hand. So wurde er begraben.

Ein Negerbischof

Im Jahre 1822 kreuzten englische Schiffe an der Küste von Afrika, als eines Tages ein schmal gebautes Fahrzeug in Sicht kam, in dem man infolge seiner Bauart ein Sklavenschiff vermutete. Die Kreuzer machten Jagd darauf und enterten es. Die Vermutung hatte nicht getrogen. Nicht weniger als 187 unglückliche schwarze Sklaven befanden sich auf dem Schiff. Unter ihnen war ein Knabe, namens Adjai. Der arme Junge hatte trotz seiner Jugend schon viel Trauriges erlebt. Er erzählte, daß etwa ein Jahr zuvor Mohammedaner seine Vaterstadt angegriffen und in Asche gelegt hätten. Adjais Eltern waren getötet, seine übrigen Verwandten und er selbst als Sklaven fortgeschleppt worden. In Ischiu, einem von Adjais Wohnort etwa dreißig Kilometer entfernt liegenden Ort, wurde die Beute geteilt, und Adjai und seine ältere Schwester wurden dem Anführer der Räuberschar zugesprochen.

Adjai wurde bei erster Gelegenheit von seinem Herrn an die Küste gebracht, um dort an Portugiesen verkauft zu werden. Der arme Junge litt unendlich auf den anstrengenden Märschen bei grausamer Behandlung. Mehrmals versuchte er sich selbst zu töten. Aber es gelang ihm nicht. Dreimal

wurde er verkauft, bis er schließlich mit einer großen Schar seiner Landsleute an Bord des Sklavenschiffes kam. Wie es diesem erging, wissen wir. Schon an dem auf die Abreise folgenden Tage wurde der Sklavenhändler entdeckt. Damit war dessen Schicksal besiegelt und zugleich ein ereignisreiches Kapitel in Adjais Leben abgeschlossen.

Nach längerer Fahrt wurde unser schwarzer Freund schließlich mit fünf anderen jungen Leuten auf der westafrikanischen Halbinsel Sierra-Leone an Land gesetzt. In der Hauptstadt Freetown erhielt er regelmäßigen Schulunterricht. Er war so begabt und lernte mit solchem Fleiß, daß er schon nach sechs Monaten imstande war, das Neue Testament in englischer Sprache zu lesen. Darauf erhielt er eine Stelle als Unterlehrer an der betreffenden Anstalt und eine eigene Klasse. Was aber wichtiger war als alles andere, in Freetown lernte Adjai den Heiland kennen und lieben. Sein Herz war durch die vielen Trübsale zubereitet worden für die Aufnahme des Evangeliums. Es war für ihn nicht schwer, die Nichtigkeit und Scheußlichkeit des Götzendienstes zu erkennen. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, wurde er getauft. An demselben Tage legte er seinen heidnischen Namen ab und hieß fortan Samuel Crowther, nach einem englischen Pfarrer.

Im Jahre 1826 machte Samuel eine Reise nach England. Nach seiner Rückkehr wurde in der Nähe von Freetown eine Schule eingerichtet, die gottesfürchtigen jungen Afrikanern Gelegenheit geben sollte, sich für die Missionsarbeit unter ihren Landsleuten vorzubereiten. Als der erste Student wurde Samuel Crowther zugelassen. Später verheiratete



Bischof Samuel Crowther

er sich mit einer gläubigen freigelassenen Sklavin, die mit ihm an der gleichen Schule erzogen worden war. Eine Reihe von Jahren war er sodann als Lehrer tätig. Auf die Dauer befriedigte ihn aber diese Stellung nicht. Er wünschte mehr als bisher dem Herrn unter seinen Landsleuten zu dienen. Auf seinen Wunsch wurde ihm eine zweite Reise nach England ermöglicht. Er studierte ein Jahr in London an einem Institut für angehende Missionare und wurde im folgenden Jahre nach Sierra Leone zurückgesandt. Hier übersehte er in den nächsten Jahren einen großen Teil des Neuen Testaments in die Landessprache.

Bei einem dritten Besuch in England wurde Samuel Crowther der Königin Viktoria und dem Prinzgemahl Albert vorgestellt, und die hohen Herrschaften vernahmen aus seinem eigenen Munde seine Geschichte. Später wurde er Bischof, und er war es zeitlebens, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Herzen nach: nämlich ein wahrer Aufseher über die ihm anvertraute Herde. In manchen Trübsalen, durch die er gehen mußte, ist er allezeit ein lebendiger Zeuge für Jesum gewesen.

Er bietet keinen schönen und eindruckerweckenden Anblick, der Mann mit der breiten Nase und dem schwarzen Wollkopf. Papst Alexander III., dessen Bild wir im Januar brachten, sah herrlicher und königlicher aus. Aber Gott sieht nicht an was vor Augen ist. Er schaut ins Herz. Er beurteilt den Wert eines Menschen gemäß Seiner göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, und da hat nichts Äußerliches Bestand, sondern nur das, was geheiligt ist durch das Blut Seines Sohnes.

Gott, „der den Gottlosen rechtfertigt“.

Gott rechtfertigt Gottlose. Das ist wohl die wichtigste Tatsache, die es für den Sünder gibt. Damit soll nicht gesagt sein, daß Gott alle Gottlosen rechtfertige. Keineswegs. Aber Er rechtfertigt nur Gottlose. Viele Menschen, die ihren bösen Zustand vor Gott erkannt haben, geben sich Mühe, sich zu bessern, in der Erwartung, daß Gott sie daraufhin annehmen werde. Aber alle diese Leute sind im Irrtum. Der fünfte Vers im vierten Kapitel des Römerbriefes sagt uns klar und unzweideutig, daß Gott „den Gottlosen rechtfertigt“.

Was muß denn nun der Mensch tun, um zu denen zu gehören, die Gott rechtfertigt? Zunächst muß er garnichts tun. Im Gegenteil, er muß alle Bemühungen aufgeben, die darauf hinzielen, sich selbst zu retten. Denn der angeführte Vers sagt auch: „Dem, der nicht wirkt“. Der Mensch muß sich einfach unter den Urteilspruch Gottes über ihn beugen. Er muß die bittere Wahrheit annehmen, daß er, der vermeintlich Besserungs- und Beredlungsfähige, ganz gottlos ist, ungerecht, zu allem Guten unfähig und außerstande, sich selbst zu retten. Dann muß er zweitens die Gnadenbotschaft annehmen, daß Gott seine Gottlosigkeiten und Ungerechtigkeiten, ja, seinen bösen, verderbten Zustand, einer anderen Person, nämlich Seinem Sohne Jesus Christus, zugerechnet hat, und daß, weil der Sold der Sünde der Tod ist, Jesus nach Gottes Willen an Stelle des Sünders hat sterben müssen. Am Kreuz auf Golgatha floß Sein kostbares Blut. „Jehova hat

Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“ (Jes. 53, 6.) Statt daß uns das Gericht für unsere Sünden erreicht hätte, ist Christus für sie gestorben, indem Er ein Fluch für uns wurde, wie geschrieben steht: „Verflucht ist jeder, der am Holze hängt!“ (Gal. 3, 13.) Darum wurde Er auch, als Er unsere Sünden trug, als ein Fluch Gottes auf dem Kreuze von Gott verlassen. (Matth. 27, 46.)

Wenn nun ein Gottloser dahin kommt, diese beiden großen Wahrheiten zu ergreifen: zuerst, daß er durch und durch sündig und völlig unfähig ist, sich selbst zu helfen, zweitens, daß Jesus Christus seine Sünden getragen hat und für ihn zur Sünde gemacht worden ist, wenn er, wie gesagt, diese Wahrheiten im Glauben ergreifend, an diesen Heiland sich wendet, den Gott aus den Toten auferweckt hat, dann ist er gerettet für Zeit und Ewigkeit. Dann nimmt Gott ihn an und rechtfertigt ihn auf Grund des für ihn bezahlten Preises, auf Grund des Todes und der Auferstehung Jesu Christi.

Glaubst du das, mein Leser? Oder gehörst du noch zu den Leuten, die an ihrer Besserung arbeiten, um auf diese Weise Gottes Gunst zu erlangen? Ach, dann gib diese fruchtlosen Bemühungen auf und glaube lieber dem göttlichen Worte: „Aus Gesetzeswerken wird kein Fleisch vor Ihm gerechtfertigt werden“ (Röm. 3, 20), und jenem anderen: „Dem, der nicht wirkt, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“.

Das ist fürwahr eine gute Botschaft, doppelt gut, weil sie für jedermann geschrieben ist. Jeder Sünder kann dieses Heil erlangen, wenn er nur

will, kann es haben in diesem Augenblick. Wer da will, darf kommen, wen da dürstet, darf trinken, wen da hungert, darf essen von dem Brote des Lebens. Wer Christum haben will, braucht nur so, wie er ist, als verlorener, verdammenswerter Sünder zu kommen und Ihn im Glauben zu ergreifen. Er stößt keinen zurück. (Vergl. Joh. 6, 37.)

Der alte Robert

„**G**uten Morgen, guten Morgen, lieber Herr!“ sprach eine freundliche Stimme, als ich das Gartentürchen hinter mir schloß, „wie froh bin ich, Sie wieder einmal zu sehen!“

Der Mann, der mich so herzlich willkommen hieß, war ein Greis von vierundachtzig Jahren. Obwohl steif von Rheumatismus, war er nicht untätig. Im Augenblick beschäftigte er sich damit, Erbsen auf einem Tische auszubreiten, die in der Sonne trocknen sollten, um im kommenden Jahr zu Saatzwecken benutzt zu werden.

„Wie geht's?“ erkundigte ich mich.

„Danke, sehr gut. Nur der böse Rheumatismus plagt mich noch. Wie Sie sehen, bin ich daran, Erbsen zu trocknen. Eine herrliche Sorte, wie man sie besser sicher nicht findet! Die kleinen Dinger erinnern mich daran, wie mächtig Gott ist. Sehen Sie“, damit hielt er eine Handvoll in die Höhe, „wie klein sie sind! Legt man sie aber in die Erde, was entsteht dann nicht daraus! Sie werden wohl an acht Fuß hoch. Ganz ähnlich wie mit Gottes Wort! Ein wenig von diesem Wort in unsere

Herzen gesät, — gibt dann Gott Seinen Segen dazu, so geht es auf und trägt reiche Frucht.“

„Ja“, versetzte ich, „wir lesen, daß Gottes Wort ein unverweslicher Same ist, lebendig und bleibend. Aber erzählen Sie mir doch, bitte, wie dieser Same in Ihr Herz gesät worden ist.“

Er nickte, während seine Augen einen ernststen Ausdruck annahmen.

„Sie müssen wissen, daß ich ein langes Sündenleben hinter mir hatte. Von göttlichen Dingen wußte ich kaum mehr als meine Pflüge, die ich vor dem Pflug hatte. Mein Herz war harter Boden, und ich war schon über sechzig Jahre alt, als der göttliche Pflug seine Arbeit begann. Gott sandte damals Ihren Vater zu mir und meiner Frau mit dem Evangelium. O ich erinnere mich jener Tage noch so gut. Meine Frau kam zuerst zur Befehrung. Bei mir dauerte es länger. Trotzdem meine Frau viel mit mir sprach und für mich betete, blieb bei mir zunächst alles beim alten. Gott selbst mußte in mir wirken.“

„Sehen Sie, lieber Herr, ich kann die Erbsen wohl in die Erde legen. Aber wenn die Erde zu hart ist, und wenn Gott Seinen Segen nicht gibt, so geht die Saat nicht auf. So ging es mit den Worten, die meine Frau mir sagte. Doch bald kam Gottes Zeit. Der Herr Jesus sprach zu mir, so wie Er einst zu dem toten Jüngling sprach, der begraben werden sollte, und als Er mit mir begann, konnte ich nicht länger widerstehen. Eines Tages hörte ich Ihren Vater Jesaja 53 vorlesen. Beim Hören der Worte sah ich mich selbst als umherirrendes Schaf, und ich fühlte, daß ich verloren war.“

Plötzlich glaubte ich eine Stimme zu vernehmen, die mich aufforderte, aufwärts zu blicken. Das tat ich. O ich weiß wohl, daß ich es nicht mit meinen leiblichen Augen schaute, aber was ich sah war klar und deutlich. Ich sah unseren hochgepriesenen Heiland am Kreuze hängen, mit meinen Sünden beladen, und Er sagte mir, daß Er für mich sterbe. Es war fast zu viel für mich.“ Mit Tränen in den Augen fuhr der alte Mann fort: „„Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg; und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit“. O lieber Herr, das sind nicht viele Worte, aber welch reiche Früchte hat dieser Vers schon gebracht! Mir, einem alten Sünder, hat er Freude und Frieden gegeben. Und als meine Frau vor zwei Jahren starb, da war es dieser Vers, mit dem sie in die Ewigkeit ging.“

„Ist es Euch nicht recht einsam zumute, seit sie nicht mehr da ist?“ fragte ich.

„Nein“, erwiderte er, „denn Jesus ist bei mir, und ich bin glücklich. Gewiß vermisse ich meine gute Frau, denn beinahe sechzig Jahre sind wir miteinander einen Weg gegangen, und das ist eine lange Zeit; aber sie ist bei Jesu, und nicht mehr lange, dann werde auch ich dort sein. Nichts quält mich mehr. Alle meine Schmerzen hat Er auf sich geladen.“

Noch während einiger Monate habe ich den alten Robert hie und da besuchen können. Dann ist er in Frieden heimgegangen, im Vertrauen auf das Wort, daß alle seine Missetaten einmal auf Ihn gelegt worden sind.

„Der alte Johann ist tot. Ich bin der neue Johann.“

Der alte Johann war Fischverkäufer, und dabei ein solch schlechter und gottloser Mensch, daß die Menschen von ihm zu sagen pflegten: „Der ist unverbesserlich. Dem kann weder Gott noch Mensch helfen.“ Es war auch wirklich nichts an ihm zu verbessern. Sollte es anders mit ihm werden, so mußte Gott tatsächlich einen neuen Menschen aus ihm schaffen. Er war weit und breit bekannt als der „alte Schnaps-Johann“.

Eines Abends nun geriet er in halb berauschem Zustand, wie? weiß ich nicht, in einen Saal, in welchem das Evangelium verkündigt wurde. Er setzte sich auf einen leeren Stuhl und starrte, seine alte, schmutzige Mütze auf dem Kopf, mit wirren Blicken um sich her. Ob er von dem Vortrag etwas verstand, kann ich nicht sagen. Sicher ist aber, daß er nach Schluß der Versammlung mit Staunen wahrnahm, wie der Sprecher geradeswegs auf ihn zukam und, ihm die Hand auf die Schulter legend, ein freundliches Gespräch mit ihm begann. Johann fuhr zurück und schüttelte die Hand ab. Er war nicht ärgerlich über die Berührung, aber er hatte das Gefühl, daß eine saubere Hand und seine mit schmutzigen Lumpen bedeckte Schulter nicht zueinander paßten. Aber der andere ließ sich dadurch nicht abweisen; er fühlte inniges Mitleid mit dem armen, elenden Menschen, dem die Sünde seines

Lebens deutlich im Gesicht geschrieben stand. Er wußte auch, daß die Liebe des Sünderheilands zu diesem Tiefgesunkenen Seiner Geschöpfe noch weit größer war als die seinige. So legte er ihm abermals die Hand auf die Schulter, sah ihm voll ins Gesicht und sagte langsam und feierlich:

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Er sagte nur dieses eine Wort, nicht mehr. Es war auch genug. Das herrliche Wort fand einen unmittelbaren Eingang in das Herz des alten Trinkers.

„Gott“, überlegte er, „Gott — Gott hat so die Welt geliebt — geliebt. Dann muß Er auch den alten bösen Johann geliebt haben, denn böse und schlecht wie ich bin, gehöre ich doch zur Welt. Da gibt's keinen Zweifel. Gott hat mich geliebt.“

Es war wunderbar, wie die Augen dieses langjährigen Sklaven der Sünde sich mit einemmal auf-taten. Er sah Gottes Liebesarme weit geöffnet, geöffnet für eine verlorene Welt, geöffnet auch für ihn. Das harte Herz schmolz. Große Tränen rollten über seine Wangen. In einem einzigen Augenblick sah er alles, sah Gottes Liebe zu ihm, sah, wie Er Seinen Sohn dahingab, um für ihn, den rettungslos Verlorenen, das Leben zu lassen. In dieser Stunde stand sein ganzes trauriges Sündenleben vor seinen Augen. Mit Schauern blickte er in den Abgrund des Verderbens, in dem er bis dahin gelegen hatte, aber zugleich schaute er auch

mit den Augen des Glaubens den Sohn Gottes, wie Er am Kreuz auf Golgatha starb für seine Schuld.

Als ein geretteter Mensch ging der alte Johann nach Hause, nicht als ein besser Gewordener oder als einer, der gute Vorsätze gefaßt hat. Er hatte Jesum angenommen, und so war er gerettet, denn es steht geschrieben: „So viele Ihn aufnahmen, denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“. (Joh. 1, 12.) Er war zugleich ein neuer Mensch geworden, denn Gott sagt: „Wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“. (2. Kor. 5, 17.)

Mit einem Herzen voll Glüd und Frieden betrat er die armselige Wohnung, die er sein Heim nannte. Es war ein dunkler Keller.

Er traf seine Frau und seinen Sohn zu Hause. „Frau“, rief er, „ich bin bekehrt worden.“

Die Beiden schauten den Sprecher einen Augenblick verdukt an. Von Befehrung verstanden sie gerade so wenig, wie Johann bis zu diesem Abend davon verstanden hatte. Dann zuckten sie die Achseln und murmelten:

„Betrunken, wie gewöhnlich!“

Einen Augenblick später sagte die Frau, es sei Zeit, zu Bett zu gehen.

„Ja“, erwiderte Johann, „aber ich bin bekehrt worden, und bevor wir schlafen gehen, müssen wir beten.“

Mutter und Sohn schauten einander an. Beten? Das war bis dahin noch nicht dagewesen, bei ihnen noch nicht! Doch erklärten sie sich schließlich einver-

standen, zum Gebet niederzuknieen, wenn Johann das Beten übernehmen wollte. So gingen sie miteinander auf die Kniee. Aber jetzt war Johann mit einemmal stumm. Er räusperte sich wieder und wieder, aber kein Wort kam über seine Lippen. Er hatte noch nie in seinem Leben gebetet. Es fielen ihm keine Worte ein, trotzdem sein Herz zum Zerspringen voll war und er sich danach sehnte, dieser Freude Ausdruck zu geben. Wie sollte er es nur machen? Es fing an, ihm schwül zu werden unter seiner Mütze, die ihm noch auf dem Kopf saß. Plötzlich fiel ihm ein, wie die Menschen bei besonderen Veranlassungen ihre Freude kundzutun pflegten. Er riß die Mütze ab, schwang sie um den Kopf und rief dreimal: „Jesus-Hurra! Jesus-Hurra! Jesus-Hurra!“

Das war des alten Johann erstes Gebet. Es war gewiß so merkwürdig, wie man sich nur eins ausdenken kann; aber es kam aus seinem übervollen Herzen. Im Grunde ist es ja auch nicht so wichtig, was wir beten: In dem Gebet des alten Johann war Jesus Anfang, Mitte und Ende, und das ist jedenfalls eine der besten Eigenschaften eines Gebets. Es gab zugleich der Freude seines Herzens Ausdruck, und Gott sieht das Herz an.

In der Nachbarschaft verbreitete sich mit Windeseile das Gerücht, der „alte Schnaps-Johann“ sei bekehrt worden, und wo er sich auf der Straße blicken ließ, da bildete sich schnell ein Kreis Neugieriger um ihn. Alle wollten wissen, wie der bekehrte Johann aussah.

„In der Tat, mit dem ist eine Änderung vorgegangen“, sagte einer. „Er ist nicht betrunken“,

bemerkte ein zweiter. „Er flucht nicht mehr wie früher“, meinte ein dritter. Ja, es war eine Änderung mit dem Manne vorgegangen. Denn während er seine Fische verkaufte, verkündigte er denen, die um ihn standen, mit glückstrahlender Miene, daß „Gott die Welt so geliebt habe, daß Er Seinen eingeborenen Sohn dahingab“.

Manche gingen kopfschüttelnd von dannen; manche zuckten die Achseln; manche sagten sich auch: „Wir wollen abwarten, wie das Ding abläuft“. Des war begreiflich, daß die Leute Zweifel setzten in die Befehrung des alten Trinkers. Er hatte es zu schlimm getrieben. Aber die Folgezeit bewies, daß Johann wirklich ein neuer Mensch geworden war.

Eines Tages sagte sein Sohn zu ihm: „Vater, wenn du weiter befehrt sein willst, so wäre es in der Ordnung, daß du dich nach einer etwas anständigeren Wohnung umsiehst“.

Der Alte erwiderte nicht viel, aber er sah ein, daß der Sohn recht hatte. Haus und Straße, wo sie wohnten, hatten keinen guten Ruf. Kurz darauf sah er ein hübsches Häuschen in einer anständigen Straße, das zu vermieten war. Er ging zu dem Besitzer desselben und sagte:

„Sie haben in derstraße ein Häuschen zu vermieten.“

„Stimmt. Wer will es mieten?“

„Ich.“

„Was, Ihr wolltet das Haus haben?“

„Ja, das wollte ich.“

„Aber denkt Ihr denn im Ernst, ich würde Euch eins meiner Häuser vermieten?“

„Sie wissen nicht, wer ich bin, Herr N.“

„Doch, das weiß ich nur zu gut.“

„Ich glaube, Sie sind im Irrtum.“

„Keineswegs, mein Lieber. Ihr seid der „alte Schnaps-Johann“, der Fischverkäufer. Stimmt's?“

„Sagte ich's Ihnen nicht, Herr N., daß Sie im Irrtum seien? Der alte Johann ist tot. Ich bin der neue Johann. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ Ich habe an den Herrn Jesus geglaubt und besitze jetzt das ewige Leben.“ Er steckte seine Hand in die Tasche, holte einen Geldbetrag heraus und legte ihn mit den Worten auf den Tisch: „Wenn Sie um die Miete besorgt sind, Herr N., so will ich im voraus bezahlen.“

Herr N. war so erstaunt, daß er kaum ein Wort der Erwiderung fand. Er machte keine weiteren Einwendungen. Johann bekam das Haus, und er hat noch eine Reihe von Jahren darin gewohnt. Er blieb auch fernerhin ein treuer Zeuge des Herrn, der jedermann bekundete, welch eine große Gabe Gott den Menschen gegeben hat.

Die Umkehr König Manasse

Die Geschichte des jüdischen Königs Manasse liefert einen der kräftigsten Beweise für die Größe der göttlichen Gnade. Sie gibt zunächst ein Beispiel davon, wie schrecklich böse und verdorben der Mensch ist, welch ein hassenswertes Geschöpf; aber dann zeigt sie uns, daß Gottes

Geduld und Güte groß genug sind, um selbst dem gottlosesten aller Menschen nachzugehen.

Manasse hatte einen sehr gottesfürchtigen Vater. Es war niemand anders als Hiskia, und wir dürfen wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß er seinen Sohn in der Zucht und Ermahnung des Herrn erzogen hat. Leider wurde Hiskia von der Erde abgerufen, als Manasse erst zwölf Jahre alt war. Das war ein großer Verlust für den Knaben. Aber er war alt genug, um ernste Eindrücke von des Vaters Wort und Leben zu behalten. Wahrscheinlich war auch seine Mutter eine gottesfürchtige Frau. Sie hieß Hephzi-Bah, auf deutsch: meine Lust an ihr. Da uns der Name mitgeteilt wird, den wir in Jes. 62, 4 als Ehrentitel auf Israel angewandt finden, dürfen wir annehmen, daß Hephzi-Bah die gleiche Gesinnung hatte wie ihr Gatte.

Trotzdem also Manasse in guter Umgebung aufgewachsen war, ging er gar bald eigene, böse Wege — eine Erscheinung, die auch in unseren Tagen leider nicht selten ist, eine Tatsache von erschütterndem Ernst.

Mit dem geradezu fürchterlichen Sündenregister des jungen Königs wollen wir uns nicht beschäftigen. Sowohl das zweite Buch der Könige als auch das der Chronika gibt einen erschreckenden Bericht über sein Leben. Er verleitete das Volk, „mehr Böses zu tun als die Nationen, welche Jehova vor den Kindern Israel vertilgt hatte“. (2. Chron. 33, 9.) Dieses eine Wort sagt genug.

Trotz all des verübten Bösen aber „redete Jehova zu Manasse und zu seinem Volke“. (B. 10.) Wie gnädig ist Gott! Er hat keine Lust am Tode

des Sünders, mag er ihn auch tausendfach verdient haben. Er geht ihm nach und redet zu seinem Herzen. „Aber sie merkten nicht darauf.“ Das ist des Menschen Antwort auf Gottes Güte. Er hört Seine Stimme, aber achtet nicht darauf. Gott sendet Manasse Seine Propheten. (B. 18.) Aber es nützt nichts! Der böse König will nicht hören. Er setzt seinen Sündenweg fort.

Jetzt nun wendet Jehova andere Mittel an. Trotz aller Zurückweisungen überläßt Er den Gottlosen nicht seinem Schicksal. Selbst große Wasser vermögen Seine Liebe nicht auszulöschen; sie ist gewaltsam wie der Tod. Wenn Manasse den Ermahnungen Gottes das Ohr nicht öffnen will, so streckt Er Seine züchtigende Hand nach ihm aus. Krieg bricht aus. Die Heerobersten des Königs von Assyrien kommen über Manasse und sein Volk. Sie nehmen ihn gefangen, binden ihn mit ehernen Fesseln und führen ihn auf diese schmählische und entehrende Weise nach Babel. Wer Gott den Rücken kehrt, muß die Folgen davon tragen. Jetzt endlich, in der Bedrängnis des Kerkers, bricht Manasse zusammen. Er erkennt die Hand, die ihn geschlagen hat. O es ist eine barmherzige Hand, wenn sie auch zur Zeit strafend auf dem gefangenen König ruht! Der schwere Weg ist der Weg der Liebe, denn nur auf ihm kann Manasse zu Buße und Umkehr gebracht werden. Wie wird er später Jehova dafür gepriesen haben, daß Er ihn nicht geschont hat!

Gott handelt auch heute oft ähnlich wie in jenen alten Tagen. Das menschliche Herz ist das gleiche böse und trotziges Ding geblieben. Oft genug weist der hochmütige Mensch die Hand der Liebe

zurück, und oft wird der starre Nacken nur durch schwere Schläge gebeugt. Der Mensch murren, wenn es ihm schlecht ergeht. „Wie könnte ein Gott der Liebe solches zulassen?“ fragt er in Ärger und Bitterkeit. Aber wie wenig versteht er das göttliche Tun! Wo wären die meisten von uns hingekommen, wenn Gott nicht ernst mit uns geredet hätte! „Ich überführe und züchtige, so viele ich liebe. Sei nun eifrig und tue Buße!“ (Offbg. 3, 19.) Laßt uns dieses Wort beachten! Es gibt nichts Furchtbareres, als wenn Gott einen Menschen sich selbst überläßt, wenn Er ihn in Wohlfahrt und Freuden dahinleben läßt und ihn dann plötzlich dahinrafft.

Die Züchtigung traf das Herz Manasses. Sie bewirkte, was alle Ermahnungen nicht erreicht hatten. „Und als er bedrängt war, flehte er Jehova, seinen Gott, an und demütigte sich sehr vor dem Gott seiner Väter und betete zu Ihm.“ (B. 12. u. 13.) Im dunklen Kerker, den Tod vor Augen und Verzweiflung im Herzen, kniete Manasse nieder und suchte das Angesicht des Gottes, gegen den er so schwer und viel gesündigt hatte.

Manasse betete. Es ist etwas Herrliches, wenn Gott von einem Menschen bezeugt, daß er bete. Es wird viel gebetet auf der Erde. Sogar Heiden beten. Die Männer auf unserem Bilde beten. Es sind Mohammedaner, und gerade von diesen Menschen wissen wir, daß sie im allgemeinen mit großer Treue die vorgeschriebenen Gebete verrichten. Aber haben solche Gebete Wert? Bringen diese Beter es nicht fertig, im nächsten Augenblick einen Menschen kaltblütig umzubringen? Verdienen solche Gebete überhaupt den Namen? Ach, die

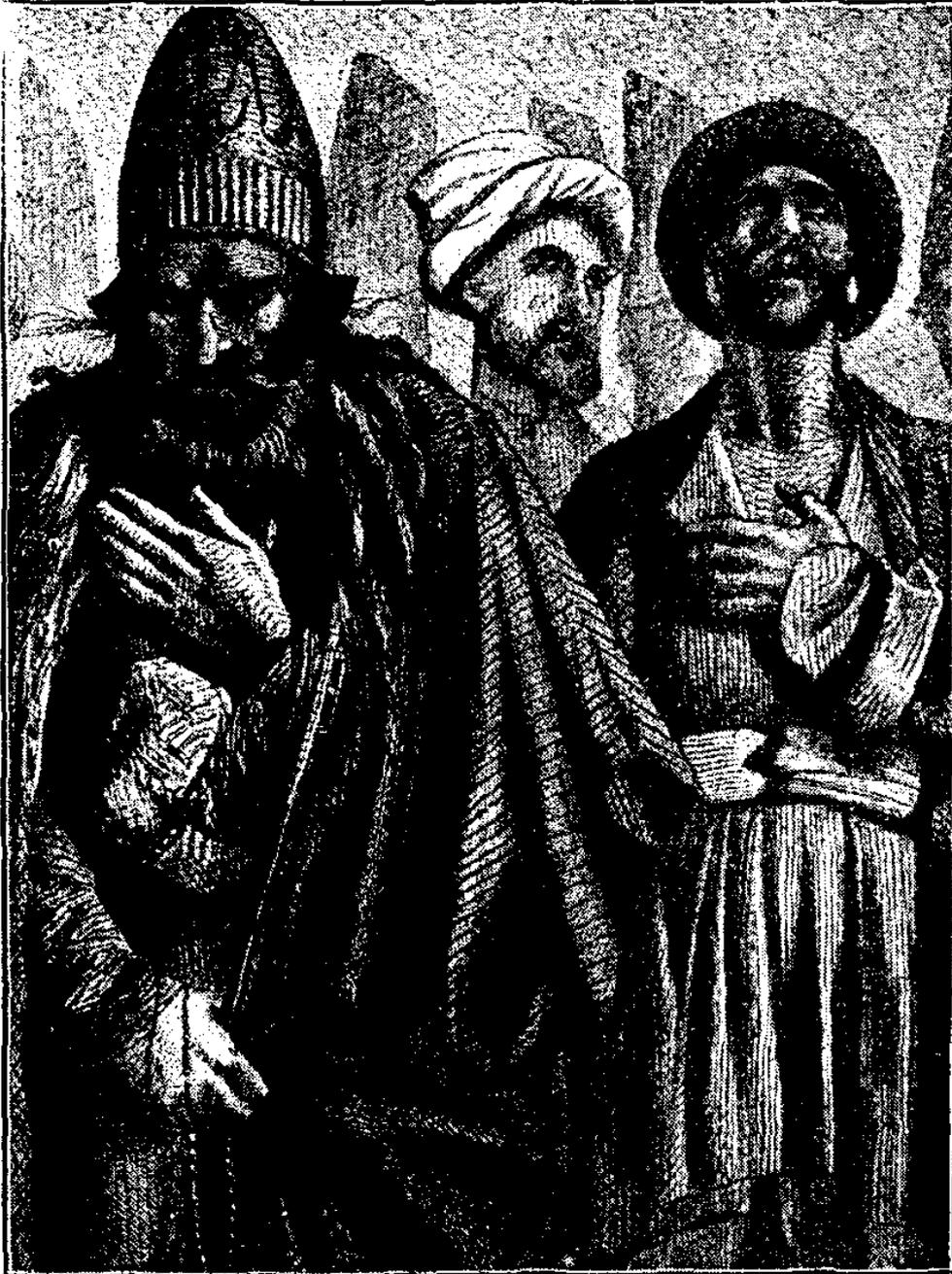
meisten Gebete, selbst die, welche von christlichen Bekennern gesprochen oder gelesen werden, sind reines Lippenwerk, dienen nur dazu, einer religiösen Form zu genügen. Sie kommen nicht aus dem Herzen und dringen nicht zum Herzen Gottes.

Welche Gebete haben denn Wert vor Gott? Nur die, welche einem wahren Herzensbedürfnis entspringen. Wer mit zerschlagenem und zerbrochenem Geist am Boden liegt und um Vergebung und Gnade zu Gott schreit, der betet. Und wer als ein Kind Gottes seinem Vater in Christo das Herz ausschüttet, betet auch. Wer aber Gebete sagt oder liest, betet nicht.

Manasse betete. Er „demütigte sich sehr vor dem Gott seiner Väter“. Bei ihm fand in Wahrheit eine Umkehr zu Jehova statt. Und sein ferneres Leben bewies, daß die Umkehr echt war. Nachdem Gott sein Flehen erhört und ihn in sein Reich zurückgeführt hatte, suchte er nach Kräften gutzumachen, was er sich früher hatte zuschulden kommen lassen. Er tat die fremden Götter hinweg, zerstörte die Altäre, die er ihnen gebaut hatte, richtete den Altar Jehovas wieder auf und opferte Friedens- und Dankopfer auf ihm.

Noch eins. Manasse konnte durch sein verändertes Leben die begangenen bösen Taten nicht ungeschehen machen. In den Büchern der Chronika, die von seinem Gebet und seiner tiefen Demütigung berichten, wird am Ende nochmals an sein ehemaliges böses Leben erinnert, und dann schließt der Bericht.

Das ist ernst. Wir dürfen auf Grund des göttlichen Wortes in aller Zuversicht festhalten, daß



Betende Mohamedaner

Gott, wenn Er Sünden vergibt, voll und ganz vergibt. Aber die Spuren der Sünde haften auch dem Gläubigen manchmal für das ganze Erdenleben an. Wer von uns, wie einst Manasse, in gläubiger Umgebung, wo man Gott fürchtet und Sein Wort ehrt, aufgewachsen ist, möge dies ganz besonders beachten!

„Mit Gottes Hilfe will ich diese Sünde lassen.“

In einer im nördlichen China gelegenen Stadt hörte ein armer Schuhflider das Evangelium. Gott tat ihm das Herz auf. Er glaubte und wurde getauft. Getauft werden bedeutet in China, sich öffentlich, vor Verwandten, Freunden und Bekannten zu Christo bekennen, und ist infolgedessen meist mit Verfolgungen aller Art verbunden. Unser Schuhflider war ein treuer Nachfolger seines Herrn. Er machte es nicht wie Tausende und Abertausende christlicher Bekenner in unserem Lande, die nichts wie Schande auf den Namen Dessen bringen, nach dem sie sich nennen. Wo er konnte, gab er Zeugnis von seinem Heiland, zunächst seinen Angehörigen gegenüber. Er selbst war ja arm, aber er besaß angesehene und einflussreiche Verwandte, die ihn zu ihren Familienfesten einzuladen pflegten. Die Kleider, die er bei diesen Gelegenheiten trug, mußte er sich gegen Bezahlung leihen, da er kein Geld hatte, um sie zu kaufen. Trotz seiner Armut aber erfreute er sich bei den reichen Verwandten eines gewissen Ansehens. Diese waren natürlich Heiden.

Er benutzte jede Gelegenheit, um sich mit ihnen über die christlichen Wahrheiten zu unterhalten, und rühmte ihnen gegenüber die Tätigkeit der christlichen Missionare. Auch versäumte er nicht, regelmäßig dafür zu beten, daß Seelen aus dem einflußreichen Hause errettet werden möchten.

Ein Sohn dieser Familie war Beamter an einer großen Bank in Schansi. Alle drei Jahre kam er für längere Zeit auf Urlaub nach Hause. Als er das erste Mal nach der Befehung unseres Schuhfliders bei den Eltern zu Besuch weilte, bemerkte der gläubige Vetter zu seiner großen Freude, daß seine Gebete bereits eine Erhörung gefunden hatten. Der junge Mann war nämlich in Schansi unter den Schall des Wortes Gottes gekommen und gab vor, an den Herrn Jesus gläubig geworden zu sein. Er besaß eine Bibel und ein Liederbuch, die er in ein farbiges seidenes Taschentuch gewickelt bei sich trug. Er besuchte auch regelmäßig die christlichen Zusammenkünfte in seiner Vaterstadt und war stets ein aufmerksamer Zuhörer. Aus seinem christlichen Bekenntnis machte er kein Hehl, und nach einiger Zeit bat er um die Taufe. Hiermit zögerte jedoch der Missionar, den er darum gebeten hatte. Er riet ihm, sich lieber in Schansi laufen zu lassen, wo er zuerst mit den Heilswahrheiten bekannt geworden sei, da der Mann, der das Werkzeug zu seiner Befehung gewesen, sich freuen werde, die Taufe zu vollziehen. Er ermunterte ihn, inzwischen die Bibel fleißig zu lesen, was er auch tat, indem er mit dem ersten Buch Mose begann.

Nach Schansi zurückgekehrt, setzte er das Bibellesen wie angefangen fort. So kam er auch an

das Buch Hiob, und eines Tages las er im zwanzigsten Kapitel die folgenden Verse:

„Wenn das Böse in seinem Munde süß war, und er es verbarg unter seiner Zunge, und es aufsparte und nicht fahren ließ, und es zurückhielt unter seinem Gaumen: so ist doch nun seine Speise in seinen Eingeweiden verwandelt; Matterngalle ist in seinem Innern. Reichtum hat er verschlungen, und er spit ihn aus: aus seinem Bauche treibt Gott ihn heraus. Matterngift sog er ein: es tötet ihn die Zunge der Otter.“ (B. 12—16.)

Diese Worte machten einen merkwürdigen Eindruck auf den Leser. Sie überführten ihn nämlich von einer Sünde, die er bis dahin nicht hatte lassen wollen. Er war seit langem Opiumraucher. Ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, gebrauchte er im geheimen das berauschende Mittel. Die schlimmen Folgen waren bis dahin bei ihm zwar noch nicht in Erscheinung getreten, mußten sich aber auf die Dauer zeigen.

Wahrlich, kein Mensch würde daran gedacht haben, zu dem Buche Hiob seine Zuflucht zu nehmen, um einen Opiumraucher von der Sündhaftigkeit und Gefährlichkeit seiner bösen Gewohnheit zu überzeugen, aber „das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, sowohl der Gelenke als auch des Markes, und ein Beurteiler der Gedanken und Gesinnungen des Herzens; und kein Geschöpf ist vor Ihm unsichtbar, sondern alles bloß und aufgedeckt vor den Augen Dessen, mit dem wir es zu tun haben“. (Hebr. 4, 12. 13.) Diese Wahrheit trat

in dem vorliegenden Falle sichtbarlich in Erscheinung. Gott weiß, wie und wann Sein Wort angewandt werden muß, und Er tat es jetzt durch Seinen Heiligen Geist.

An dem genannten Tage wurde unser Freund erst wirklich überführt und bekehrt. „Mit Gottes Hilfe will ich diese Sünde lassen“, sagte er. Es war ihm ernst mit seiner Absicht. Man gab ihm ein Mittel, das sich schon oft als eine gute Beihilfe erwiesen hatte, um des Opiums Herr zu werden. Aber als die wirksamste Hilfe betrachtete und benutzte er stets die Macht und Gnade Gottes. Bevor er getauft wurde, legte er ein öffentliches Bekenntnis ab. Zu seiner Taufe lud er seine ungläubigen Freunde ein.

Drei Jahre später kam er wieder auf Urlaub nach Hause. Sein Vater war zu dieser Zeit schon alt und hatte sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Er war bis dahin ein Heide geblieben. Schon bei seinem letzten Besuch hatte der Sohn ihn manchmal gebeten, dem Götzendienst zu entsagen. Diese Bitten wiederholte er jetzt mit liebedem Ernst. Und siehe da, der Tag kam, wo es licht zu werden begann in dem Herzen des Greises. Er erkannte die Torheit des Götzendienstes und tat die Götzen hinweg. Mit dem Sohn kam er, um Gottes Wort zu hören. Dann — er war damals schon über achtzig Jahre alt — bekannte er, an den Herrn Jesus zu glauben, und bat um die Taufe.

So geschah es, daß von dieser Familie zuerst der arme Verwandte bekehrt wurde, dann der Sohn in der Ferne und schließlich das Haupt der Familie. Gott handelt wunderbar. In Seiner Weisheit

schlug Er gerade den umgekehrten Weg ein, wie Menschen es wohl getan haben würden. Er bereitete zunächst den Unansehnlichsten und Niedrigsten zu und zuletzt den Angesehensten, damit der Ruhm Ihm allein bliebe. Aber, — und dafür wollen wir Ihm allezeit dankbar sein — Er bezeugt sich an allen! Und so dürfen auch wir allen das Evangelium Seiner Gnade verkündigen, ob hoch oder niedrig, reich oder arm. Die Sorge um den Erfolg unserer Arbeit dürfen wir Ihm getrost überlassen.

„Besser, einäugig in das Reich Gottes einzugehen, als mit zwei Augen in die Hölle des Feuers geworfen zu werden.“

(Mark. 9, 47.)

In einem Krankenhaus in Kapstadt lag ein Kaffer. Ich weiß nicht mehr, wie er hieß, und möchte ihn nach seinem Stammvater kurz Ham nennen. Der arme Ham war blind, aber nicht etwa als Folge einer Krankheit. Er hatte überhaupt keine Augen mehr. Die Augenhöhlen waren völlig leer. Wie er seine Augen verloren hatte, will ich gleich erzählen.

Ham war wirklich ein Christ. Er konnte aus Erfahrung wahre Wunder Gottes berichten. Er war ein ganz unwissender Mensch, aber über seine Befehung wußte er genau Bescheid. Man konnte in Wahrheit von ihm sagen, daß er „von Gott gelehrt“ war.

Ham hatte sich früher in nichts von den rohesten seiner Landsleute unterschieden. Mit einer Anzahl anderer Kaffern war er aus seiner Heimat fortgezogen, um auf den Diamantfeldern zu arbeiten. Hier lernte er schnell Trinken und Fluchen, ja alles, was schlecht und gemein war. Gar bald übertraf er seine Kameraden an Roheit der Gesittung und Gesinnung. Wer den Mann damals kannte, mußte ihn für unverbesserlich schlecht erklären. Aber Gott vermag „selbst aus Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken“.

Auf folgende allerdings furchtbar ernste Weise trat Gott dem tiefgesunkenen Mann in den Weg, oder besser gesagt, Er benutzte das folgende Ereignis, um sein Gewissen aufzuwecken.

Seine sogenannten Freunde, deren Hauptführer er bei allen schlechten Streichen war, wollten sich eines Tages einen Spaß mit Ham machen, wie sie es nannten. Sie stopften etwas Dynamit in seine Pfeife, füllten den Kopf bis zum Rande mit Tabak und legten die Pfeife dann auf ihren Platz.

Kurz darauf kam Ham und setzte, nichts Böses ahnend, seine Pfeife in Brand. Die schrecklichen Folgen kann der Leser sich denken. Es gab eine Explosion, die den armen Menschen seine beiden Augen kostete. Sie flogen ihm wie Kugeln aus dem Kopf heraus. Die Anstifter des höllischen Spases weideten sich noch an den Schmerzen ihres bedauernswerten Opfers und brachen in schallendes Gelächter aus.

Ich will nun nicht im einzelnen erzählen, wie es Ham weiter erging. Die Hauptsache ist zu wissen, daß dieser schreckliche Vorgang das Mittel zur Be-

kehrung des unglücklichen Raffen wurde. Seine leiblichen Augen hatte er für immer verloren, aber seine geistigen Augen wurden ihm aufgetan. Das Licht der Sonne vermochte er fortan nicht mehr zu sehen, aber dafür ging ihm die Sonne der göttlichen Gnade auf. Raum wiederhergestellt, war es seine Freude, die Gnade Gottes zu rühmen, die ihn auf diesem für die Natur so schmerzlichen Wege zur Besinnung gebracht hatte. Anstatt sein trauriges Geschick zu beklagen und darüber zu trauern, war er stets vergnügt. Er rühmte sich in Wahrheit der Trübsal. „Ich hab' mehr gewonnen als verloren“, sagte er einmal zu mir, „denn damals, als ich sehen konnte, war ich blind, aber heute, wo ich blind bin, kann ich sehen. Ich danke Gott, daß Er meine Seele, die verloren schien, gerettet hat.“

So oft ich auch Ham besuchen mochte, nie klagte er auch nur einen Augenblick über sein verlorenes Augenlicht. Stets pries er Gottes Gnade, der ihn durch dieses Mittel zu sich gezogen hatte.

Da ich seit längerer Zeit nichts mehr von ihm gehört habe, glaube ich, daß er bereits am Ziele angelangt ist und bei Jesu weilt. So oft ich aber an den Mann zurückdenke, fällt mir die Stelle ein, wo der Herr Jesus sagt: „Also wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“, und jene andere, die auch unsere Überschrift bildet: „Es ist dir besser, einäugig in das Reich Gottes einzugehen, als mit zwei Augen in die Hölle des Feuers geworfen zu werden, wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.“ (Luk. 15, 7; Mark. 9, 47. 48.)

Die „wunderbare Geschichte“ vom Kreuz

Ein Missionar in Indien, der dort unter reichem Segen für seinen Herrn gearbeitet hat, erzählt folgendes:

Vor einigen Jahren wollten uns die Leute in Haidarabad, einer mittleren Stadt am Indus, aus der Stadt jagen, weil wir „von einem anderen Gott“ zu ihnen geredet hätten. Wir waren nämlich auf den Marktplatz gegangen und hatten daselbst versucht, Christum und Sein Heil zu verkündigen. Doch hatten wir kein Gehör gefunden. Man sagte uns, wir sollten sofort die Stadt verlassen, oder wir würden nicht mehr lebendig hinaus kommen. Wir ließen uns jedoch durch diese Drohung nicht einschüchtern, sondern erwiderten: „Erst müßt ihr unsere Botschaft hören!“

Eine große Menschenmenge füllte die Straßen. „Noch ein Wort“, schrieen sie, „und wir töten dich!“

Hilfe gab es nicht. Die Leute rissen das Pflaster auf und bewaffneten sich mit Steinen, und ich hörte, wie einer zum anderen sagte: „Wirf du den ersten Stein, dann werfe ich den zweiten“. Der Herr führte es in Seiner Gnade aber doch so, daß sie mir schließlich erlaubten, ihnen eine Geschichte zu erzählen, bevor sie mich steinigten.

Umgeben von der wütenden Menge, begann ich nun, ihnen zu erzählen, wie Gott „also die Welt geliebt habe, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glaubten, nicht ver-

loren gingen, sondern ewiges Leben hätten“. Ich erzählte ihnen die Geschichte von des Heilands Geburt in Bethlehem, von Seiner wunderbaren Kindheit, Seinem den Armen, Kranken und Unglücklichen gewidmeten Leben, von Seinen Wundertaten und den Gnadenworten, die Er redete. Ich erzählte ihnen die Geschichte vom Kreuz, wie unser Heiland für mich, ja für alle Menschen, am Kreuz so unaussprechlich gelitten, wie Er in tiefster Not ausgerufen habe: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Während ich also sprach, sah ich, wie die Männer hingingen, ihre Steine in den Kinnstein warfen und dann wiederkamen. Ich sah, wie über die Baden gerade der Leute, die am lautesten nach meinem Blut geschrien hatten, große, dicke Tränen rannen. Als ich die Geschichte des Kreuzes beendet hatte, erzählte ich weiter, wie man Jesum ins Grab gelegt, wie Er aber nach drei Tagen siegreich auferstanden und kurz darauf gen Himmel gefahren sei, um dort mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt zu werden, und wie jetzt jeder Mensch ausnahmslos Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben erlangen könne durch den Glauben an Seinen Opfertod. Ich schloß mit den Worten, meine Geschichte sei zu Ende, und sie könnten mich jetzt steinigen.

Doch nein, nun wollten sie davon nichts mehr hören. Sie hatten ja nicht gewußt, welche wunderbare Geschichte ich ihnen zu erzählen hatte. Sie traten im Gegenteil herzu und kauften Bibelteile, Evangelien und Traktate, denn sie wollten mehr von dem wunderbaren Heiland hören, von dem ich gesprochen hatte.

Ein „Spaß“ und seine Folgen

In unserem Dorf, das vielen Menschen durch seine hübsche Lage bekannt ist, steht ein großes Wirtshaus. Es führt den Namen: „Zum Roten Stier“. Von vielen Leuten, Fremden und Einheimischen, besucht, wird leider manches Stück Geld dorthin getragen, das besser andere Verwendung fände.

Einer der besten Kunden vom „Roten Stier“ war lange Zeit ein Mann, den wir kurz Fritz nennen wollen. Er hieß in Wirklichkeit anders, aber das tut ja nichts zur Sache. Fritz war eigentlich ein stiller, gutherziger Mensch. Er arbeitete fleißig und verdiente ein schönes Stück Geld. Aber leider wanderte der weitaus größte Teil seines Lohnes in die Tasche des Wirts zum „Roten Stier“, und seine arme Frau konnte sehen, wie sie mit dem kümmerlichen Rest, der für sie und die Familie übrigblieb, auskam. Mit der Zeit nahm Fritzens Gesicht einen immer nichtsfagenderen, ja, man konnte getrost sagen, dümmern Ausdruck an, — zweifellos eine Folge des reichlichen Alkoholgenusses, — und gar mancher erlaubte sich einen Spaß mit ihm.

Nun geschah es eines Tages, daß vom „Blauen Kreuz“ aus Versammlungen im Dorf abgehalten wurden, in denen man die Besucher zum Ablegen des Enthaltensgelübdes aufforderte. Die Versammlungen erfreuten sich gerade keines besonderen Zuspruchs, aber es wurde im Dorf viel darüber geredet. Auch mehrere Stammgäste des „Roten

Stier“ waren hingegangen und hatten sich das bekannte blaue Abzeichen an den Rod stecken lassen. Als Jansen, der Wirt, davon hörte, meinte er lachend: „Die werden schon wiederkommen, samt ihrem blauen Bändchen“.

Und wirklich, es kam so, wie Jansen vorausgesagt hatte. Die Woche war noch nicht zu Ende, als er schon zwei seiner treuesten Kunden wieder in seinem Schenzzimmer begrüßen konnte. Sie brachten ihre Abzeichen mit, die ihnen von dem triumphierenden Wirt unter Lachen abgenommen und auf einem Brett, auf dem Schnäpse und Liköre standen, zur öffentlichen Schau ausgestellt wurden. Die Sache machte ihm ungeheuren Spaß.

Der Samstagabend kam, und mit ihm erschien wie gewöhnlich unser Fritz im „Roten Stier“. Als er spät am Abend, um die Polizeistunde, als die Wirtsräume geschlossen werden mußten, wankend aufstand, um mit den übrigen nach Hause zu tockeln, war die Hälfte seines Wochenlohnes ausgegeben.

Jansen war in bester Stimmung. Als er Fritz, der wieder sein gewohntes, nichtsagendes Trinker- gesicht aufgesetzt hatte, zur Müze greifen sah, kam ihm plötzlich ein lustiger Einfall. Den anderen Gästen zublinzelnd, nahm er eines der beiden eroberten Blaukreuz-Abzeichen und heftete es dem Betrunkenen, ohne daß dieser es merkte, an die Brust. Die anderen lachten unbändig über den gelungenen Spaß.

Fritz wankte nach Hause, warf sich auf sein Bett und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen. Seine arme Frau, die eine wahre Christin war, seufzte. Sie fand den Schlaf nicht so schnell.

Als sie am folgenden Morgen aufstand, lag Friß, wie gewöhnlich am Sonntagmorgen, noch schnarchend im Bett. Sie ging nach unten, bereitete das Frühstück und sorgte dafür, daß ihre beiden kleinen Mädchen zur rechten Zeit in die Sonntagsschule kamen. Nicht lang danach hörte sie, wie ihr Mann, der inzwischen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, aufstand. Er polterte im Schlafzimmer umher und sprach dabei, wie sie staunend bemerkte, laut mit sich selber. Das war etwas ganz Ungewöhnliches. Leise stieg sie die Treppe hinauf und blieb oben lauschend stehen. Die Tür stand halb offen, sodaß sie ihren Mann beobachten konnte. Er stand vor dem kleinen Spiegel, schaute hinein und betastete dann seinen Rock, an dem etwas steckte, was sie nicht recht erkennen konnte.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ sprach er vor sich hin. „Ich kann mich doch an nichts mehr erinnern. Aber auch an rein garnichts! Und doch muß es geschehen sein. Hier ist das blaue Zeichen. Ich muß doch wohl unterschrieben haben.“

Verwirrt schaute er um sich her. „Schredlich!“ fuhr er dann kopfschüttelnd fort, „so betrunken zu sein, daß man nicht mehr weiß, was man tut! — Aber es mag sein, wie es will —, ich habe unterschrieben, und ich will mein Gelübde halten wie ein Mann; ja, das will ich.“

Die Lauscherin schlich geräuschlos wieder nach unten. Sie war gespannt, was aus der Sache werden würde. Eine Minute später kam auch ihr Mann die Treppe herab. Er begann sogleich zu erzählen, daß er das Enthaltensamtheitsgelübde unterzeichnet habe. Zwar könne er sich nicht entsinnen,

wie und wann, aber es müsse geschehen sein, denn er habe das Abzeichen am Rock, und er sei entschlossen, das einmal abgelegte Gelübde auch zu halten.

„Ach, Fritz!“ rief die arme Frau, „wie glücklich würde ich sein! Aber das bringst du ja garnicht fertig, aus eigener Kraft sicher nicht.“

Mit diesen Worten begann sie zu weinen. Sie wußte aus Erfahrung, was von derartigen guten Vorsätzen zu halten war.

Des Sonntagabends war Fritz immer im „Roten Stier“ zu finden. Das war eigentlich selbstverständlich. Aber an diesem Abend ging er nicht. Der Wirt schaute vergebens nach seinem Kunden aus. Einige gute Freunde kamen in seine Wohnung, um ihn zu holen, aber er wies sie mit den Worten ab: „Ich habe mein Wort gegeben und muß es halten“.

Die ganze Woche ging es gut. Zwar erfuhr Fritz, wie er eigentlich zu dem blauen Abzeichen gekommen war. Aber das vermochte nicht, seinen Entschluß zu ändern. Dann kam der Samstagabend, und er erhielt seinen Lohn. Jetzt begann ein schlimmer Kampf. Wie lechzte seine Zunge nach einem einzigen Glase!

„Komm, Fritz, geh mit!“ sagten seine Freunde. „Brauchst ja nicht so viel zu trinken! Aber es ganz lassen? Nee, das schadet nur deiner Gesundheit. Immer hübsch langsam anfangen!“

So drängten sie. Aber er blieb dabei: „Ich will mein Wort halten!“

O wie schrie Marie, Fritzens treue Frau, an diesem Tage zu Gott! Sie wußte, was auf dem

Spiele stand. Fast unaufhörlich betete sie, daß Gott ihrem Manne helfen möge, und in Hoffen und Bangen erwartete sie den Abend. Plötzlich rief eines der kleinen Mädchen: „Mutter, da kommt der Vater!“

Ja, da kam er. Er setzte seinen Korb mit Gerätschaften hin, und als er sich umblidte, schaute er in die strahlenden Augen seiner Kinder und sah den dankbaren Blick seiner Frau. Er war ganz verwirrt, und doch zog eine stille Freude in sein Herz ein, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Er war kein böser Mensch im landläufigen Sinne, auch kein Spötter und Flucher, aber er war ein schwacher Charakter und ließ sich leicht leiten, im Guten wie im Bösen. Es war, als ob an diesem Abend ein Strahl der göttlichen Gnade ihn berührt hätte, und als er seiner Frau den vollen Wochenlohn einhändigte, rief er aus der Tiefe seines Herzens:

„Mit Gottes Hilfe, Marie, mit Gottes Hilfe soll es von jetzt an anders werden!“

Und es wurde anders.

Jansen hatte noch manchmal lachen müssen im Gedanken an den köstlichen Spaß, den er sich mit dem betrunkenen Frik erlaubt hatte. Aber als ein Tag nach dem anderen verstrich, ohne daß er den Mann wieder zu Gesicht bekam, begann er besorgt zu werden. Sollte er am Ende doch einen guten Kunden verloren haben?

Eines Tages traf er ihn auf der Straße.

„Frik, mein Junge, was ist denn mit dir los?“ rief er ihm schon von weitem zu.

Der Gefragte antwortete nicht, sondern wies nur mit bezeichnender Gebärde auf das blaue Abzeichen, das er noch immer trug.

„Aber ich bitte dich!“ rief Jansen, erstaunt und verdrießlich zugleich. „Verstehest du denn nicht, daß wir nur einen Spaß mit dir gemacht haben? Nur einen Spaß, weiter nichts!“

„Allerdings, Jansen; aber es war der beste Spaß, den du je in deinem Leben gemacht hast. Ich bin dir herzlich dankbar dafür, und du darfst mir's glauben, meine Frau und meine beiden Mädchen nicht weniger! Ich kann dir sogar versichern, daß wir dir für diesen Spaß nie dankbar genug sein können. Bis dahin dachte ich nicht an Gott und Sein Wort. Ich ließ meine Frau und meine Kinder darben, nur um meiner bösen Lust frönen zu können. Doch Gott hat mich sehen lassen, daß selbst für mich, einen so großen Sünder, Rettung und ein anderes Leben möglich ist. Und Er wird mir helfen, fortan ein neues Leben zu führen; freilich, wenn ich auf mich selbst vertrauen müßte, ging es sicher wieder bergab. Aber das möchte ich dir noch sagen, Jansen: Willst du nicht einmal darüber nachdenken, wie viele Familien du unglücklich machen hilfst?“

Mit diesen Worten ging Friß weiter, während der Wirt mit sehr verdukttem Gesicht stehen blieb. An derartige Folgen seines „Späßes“ hatte er allerdings nicht gedacht.

Friß aber hat durch sein Leben bewiesen, daß eine gründliche Änderung mit ihm vorgegangen war. Die Gnade Gottes hatte wieder einmal triumphiert.

Eine Heldin

Wahre Hingebung und Liebe für seinen Herrn und Heiland Jesus Christus hat schon manches an und für sich schwache und ängstliche Menschenkind zu einem Helden werden lassen. Davon bringen die Verfolgungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, im Mittelalter und auch in neuerer Zeit (man denke nur an Rußland) Zeugnisse genug.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts lebte in einem im Norden von Amsterdam gelegenen Dörfchen eine Frau, namens Gertruda Simons. Deren Mann wurde im Jahre 1539 mit einigen anderen Dorfbewohnern von den Schergen der berühmten Inquisition aufgegriffen und nach Amsterdam gebracht. Die Anklage lautete auf Abhaltung geheimer Zusammenkünfte.

Aus der Geschichte wissen wir, daß die Inquisition, wenn sie einmal Verdacht geschöpft und ihre Hand auf jemand gelegt hatte, den Betreffenden nicht so leicht wieder losließ. Das war auch Gertruda Simons nur zu gut bekannt. Aber sie war entschlossen, für die Rettung ihres geliebten Mannes alles zu tun, was nur möglich war. Obwohl sie wußte, daß sie sich in den Rachen des Löwen wagte, machte sie sich zu Fuß auf den Weg nach Amsterdam, verschaffte sich Zugang zu den Inquisitoren und bat für das Leben ihres Gatten.

Aber alle ihre Bitten blieben erfolglos. Als einzige Gunst gewährte man ihr, ihren Mann im Kerker aufsuchen und ihm aufwarten zu dürfen.



Gertruda Simons
bekennt sich zum Glauben ihres Mannes

So ging Gertruda ins Gefängnis und blieb dort mehrere Tage. Durch ihren Glauben war sie ein Segen für alle Gefangenen, die das Los ihres Mannes teilten.

Inzwischen wurde ihr Mann und seine Leidensgefährten, wie das in der damaligen Zeit kaum anders zu erwarten war, zum Feuertode verurteilt. Eines Tages erschien einer der Inquisitoren im Gefängnis und las den Gefangenen das Urteil des Gerichtshofs vor. Was tat nun die tapfere Frau? Den Tod nicht achtend, bekundete sie laut, daß der Glaube ihres Mannes, um dessentwillen er den Scheiterhaufen besteigen sollte, auch ihr Glaube sei, und daß sie, wenn er den Märtyrertod erleiden müsse, nicht hinter ihm zurückstehen wolle.

Dieses treue Bekenntnis diente natürlich nicht dazu, den harten Sinn der Richter zu erweichen. Im Gegenteil, man ergriff bereitwillig die Gelegenheit, den Mund auch dieser Bekennerin für immer zu stopfen. Hand in Hand bestiegen die beiden Gatten den Scheiterhaufen, gefolgt von den anderen Glaubensgenossen, und gemeinsam erlitten sie den Tod für ihren Herrn. Seine kostbare Gegenwart gab ihnen Kraft, das Schwerste zu leiden.

„Ich werde den Hirten schlagen.“

Matth. 26, 31

Als Hirte ist der Herr Jesus einst auf diese Erde gekommen. Seine „eigenen Schafe mit Namen zu rufen und sie herauszuführen“, das war Sein Begehrt. Er wollte ihnen geben, was sie bedurften. Sein Leben wollte Er für sie lassen.

„Ich bin kein Prophet“, hören wir Ihn in Sach. 13, 5 sprechen. „Ich bin ein Mann, der das Land bebaut; denn man hat mich gekauft von meiner Jugend an.“

Welch eine Erniedrigung! Er, Gottes Sohn, verbarg Seine göttliche Herrlichkeit hinter einer Knechtsgestalt. Er gab auf, was Sein war, und wurde arm, ganz arm. Ja, Er trat in Gnaden in den Stand ein, in welchen der erste Mensch durch seinen Fall geraten war. Adam mußte als Folge seiner Sünde im Schweiße seines Angesichts den Erdboden bebauen; und Jesus kam auf diese Erde, nicht um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen. Als Sklave ließ Er sich gleichsam von Seiner Jugend an durch den Menschen anwerben.

Aber mehr als das. Als Seine herablassende Güte mit Undank belohnt, als Er, anstatt angenommen und verstanden zu werden, gehaßt wurde, da ließ Er sich von den Menschen schlagen, zu deren Rettung Er erschienen war.

„Und wenn jemand zu Ihm spricht: Was sind das für Wunden in deinen Händen? so wird Er sagen: Es sind die Wunden, womit ich geschlagen worden bin im Hause derer, die mich lieben.“

Nicht durch Barbaren, durch rohe, aller Kultur feindliche Menschen wurde Er mißhandelt, sondern durch Sein eigenes Volk. Wie haben sie Seinen Leib, Sein Herz, Seine Seele verwundet! Wie haben sie Ihn, den Geliebten, der kam, um ihnen wohlzutun, geschlagen! Als einst Satan, der Fürst der Finsternis, ins Paradies trat, um zu zerstören, da ließ der Mensch ihm ein bereitwilliges Ohr. Aber als der Fürst des Lebens auf diese Erde

herabkam, um wiederherzustellen, was durch die Sünde verdorben worden war, da warf man Ihn hinaus. Für Ihn hatte man nur bitteren Hohn und grausame Schläge! O tiefgesunkenes Menschengeschlecht! Deinen Heiland hast du verwundet, deinen Hirten, der sich um deinetwillen so tief erniedrigte, geschlagen!

Aber noch mehr. Mehr als der Mensch Jesu antun konnte, als er Ihn verwundete und schlug, ist Ihm von seiten Gottes geschehen — um unser willen!

Derselbe Gott, welcher einst die zum Todesstoß ausgestreckte Hand Abrahams mit den Worten zurückhielt: „Strecke deine Hand nicht aus nach dem Knaben!“ hat selbst die Hand erhoben gegen Seinen Sohn, hat den Einzigen geschlagen, ja, Ihn „erschlagen“! (Jes. 53, 10.)

„Schwert, erwache wider meinen Hirten und wider den Mann, der mein Genosse ist! spricht Jehova der Heerscharen; schlage den Hirten!“

Hier ist nicht die Rede von dem Schwert des Menschen, oder gar von dem Schwerte Satans, sondern von Gottes Schwert. Wenn Gottes Gerechtigkeit wider die Sünde Genüge geschehen sollte, mußte Jesus unter der richtenden Hand Gottes sterben. Es gab keinen anderen Weg, um des Menschen Schuld zu sühnen. Der Zorn Gottes, der auf uns war, mußte auf Jesum übertragen werden. Das geschah am Kreuz, und dann ruft Gott Seinem eigenen Schwert zu, Ihn, den Hirten, zu schlagen. Ja, gegen den Mann, der Sein Genosse ist, erklingt das Wort: „Ich werde den Hirten schlagen!“ Es war das Begehren des Her-

zens Gottes, Sünden zu vergeben, Er wollte Gnade üben; aber die Gnade konnte nur herrschen durch Gerechtigkeit. Die Sünde mußte gerichtet werden, und dazu mußte Der, der Sünde nicht kannte, zur Sünde gemacht werden. Dazu mußte der Mensch gewordene Sohn Gottes den Platz des Sünders einnehmen. Das Schwert, das uns hätte treffen sollen, mußte gegen Ihn gezückt werden, und die Schläge, die uns zerschmettert hätten, mußten Ihn treffen.

Wie hat unser Heiland in diesen Stunden gelitten! War es bitter, von den Heiden verhöhnt, schrecklich, von Seinem Volke, den Juden, verwundet, tief schmerzlich, von den eigenen Jüngern verraten, verleugnet und verlassen zu werden, unendlich viel bitterer, schrecklicher und schmerzlicher war es für Jesum, sich von Seinem Gott verlassen zu sehen. Als die Bosheit des Menschen den Höhepunkt erreicht hatte, erhob sich die Gerechtigkeit Gottes wider den Sohn. Da ergoß sich der Zorn Gottes, der ganze furchtbare Zorn eines heiligen und gerechten Gottes wider die Ungerechtigkeit des Menschen, über Ihn, der Gottes „Genosse“, Seine ewige Bönne war.

„Ich werde den Hirten schlagen.“ War Er denn auch in dieser Stunde Gottes „Genosse“? Ja. In dem Augenblick, wo der ganze Haß des Menschen Ihn trifft, wo Gottes Gericht über das Böse von Ihm getragen werden muß, in dem gleichen Augenblick nennt Gott den Hirten, den Er schlägt, Seinen „Genossen“. Wie ergreifend und schön! Was muß das Vaterherz empfunden haben, als Gott das Strafgericht an dem geliebten Sohne, der auch jetzt nur Seinen Willen tat, vollzog!

Dieser Jesus, für den die Volksmenge nur ein brüllendes „Hinweg mit diesem!“ hatte, wird von Gott als Sein „Genosse“ erklärt, obwohl Er Ihn zu gleicher Zeit — unergründliche Liebe! — um unserer Schuld willen büßen läßt. Dann aber wendet Er die Hand, die Jesum schlug, den „Kleinen“ oder „Geringen“ zu, um sie die zärtliche Liebe Seines Herzens erfahren zu lassen. Denn deswegen hat ja Seine Hand den Hirten geschlagen, damit Er sie jetzt ausstrecken kann, um die Wunden zu heilen, die die Sünde dir und mir geschlagen hat.

Bete und arbeite!

Peter war jahrelang ein eifriger Sonntagsschüler gewesen. Auch als er schon Lehrling war bei einem Blechschmied, ging er noch zur Sonntagsschule. Ich will damit nicht sagen, daß er ein so besonders guter Junge gewesen wäre. Im Gegenteil, er hatte manchen dummen Streich hinter sich, und die Hand des Vaters hatte manchmal die Birkenrute schwingen müssen. Aber Tatsache ist, daß er die Sonntagsschule gern besuchte, und, was noch mehr wert ist, daß er schon in frühen Jahren ein Schäflein des guten Hirten geworden war. Da war es eigentlich natürlich, daß er gern da weilte, wo man Jesum lieb hatte und von Ihm redete.

Peters Meister war kein Christ. Er wollte von Gott und Gottes Wort nichts wissen. Manches rauhe Wort, mancher Fluch kam über seine Lippen. Im übrigen war er ein gutmütiger Mensch, mit dem sich auskommen ließ. Peter war geschickt und fleißig,

dabei von guter Auffassungsgabe. So wurden die beiden gut miteinander fertig.

Schon am ersten Samstagabend erhielt Peter Lohn. Es war allerdings nicht viel, nur wenige Groschen; aber das Geld galt damals mehr als heutzutage, auch war man bescheidener in seinen Ansprüchen. Jedenfalls war Peter seelenvergnügt über das Erhaltene, das der Meister ihm mit den Worten gab: „Hier, mein Junge, du verdienst ja eigentlich noch nichts, aber etwas sollst du doch haben“. Er war also offenbar mit ihm zufrieden.

Das gute Einvernehmen zwischen Meister und Lehrling war von Dauer. So oft der Vater sich bei dem Meister erkundigte, erhielt er guten Bescheid. Peter gab sich alle Mühe, etwas Ordentliches zu lernen. Er wurde mit der Zeit auch ruhiger und ernster, und man konnte gut merken, daß er angefangen hatte, „die Kinderschuhe auszuziehen“.

Eines Morgens kam er wie gewöhnlich zu früher Stunde in die Werkstatt. Im Hause herrschte noch tiefe Stille. An seinem Platz lag eine Bestellung samt dem zur Ausführung der Arbeit nötigen Material. Er sah es mit Bewunderung. Sollte er etwa diese schwierige Arbeit machen? Seine Bewunderung wurde noch größer, als kurz darauf der Meister im Sonntagsstaat in die Werkstatt trat.

„Peter“, begann er eilig, „ich habe heute außerhalb zu tun, habe aber erst gestern abend Bescheid bekommen. Um halb acht fährt mein Zug. Ich habe also keine Zeit zu verlieren. Nun ist im Augenblick nichts weiter für dich zu tun als diese Arbeit. Sie ist nicht leicht. Wie du siehst, müssen sechs Becken von dieser Form angefertigt werden.“

Die runden hast du ja schon gemacht, vielleicht gerät's auch mit diesen. Tu dein Bestes. Dann wird's schon werden."

Er zog die Uhr.

„Es ist die höchste Zeit. Ich muß fort! 'n Morgen, Peter! Bis heut' abend!“

Mit diesen Worten eilte der Meister zur Tür hinaus und ließ seinen jungen Lehrling in ziemlicher Verlegenheit zurück.

Der arme Peter! Auf solche Arbeit, und dabei unter solchen Umständen, war er nicht vorbereitet. Wenn das nur gut ging! Wie sollte er die schwierige Sache ohne jede Anleitung fertig bringen!? Es wurde ihm heiß und kalt bei dem Gedanken. Er wußte tatsächlich nicht, wie und wo er anfangen sollte. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Hatte der Sonntagsschullehrer nicht noch vor kurzem gesagt, daß man Gott auch um Dinge bitten dürfe, die dem Verstand fast unmöglich erschienen? Sie hatten gerade Apostelgeschichte 12 miteinander betrachtet. Die Gläubigen damals wußten auch nicht, auf welche Weise ihr geliebter Apostel Petrus aus dem Gefängnis befreit werden sollte, und doch waren sie versammelt und beteten anhaltend für ihn zu Gott. Die Befreiung trat dann auf so wunderbare Weise ein, daß sie es nicht glauben konnten, und daß selbst Petrus meinte, er träume. „Betet, ihr Jungen“, hatte der Lehrer unter anderem gesagt, „betet auch um große Dinge! Wir erbitten gewöhnlich viel zu wenig. Bittet um das, was ihr in jedem Fall nötig habt. Der Herr vermag zu helfen.“

Daran mußte Peter jetzt denken. Ja, Gott konnte auch ihm helfen. Er kniete nieder, sagte Ihm

ganz einfältig, was er nötig habe, und bat um Seinen Beistand.

Dann machte er sich an die Arbeit, und siehe da, es ging ganz gut. Ja, er bekam, nachdem der Anfang einmal gemacht war, eine solche Freudigkeit, daß er ganz glücklich darüber wurde, daß der Meister ihm die schwierige Arbeit anvertraut hatte. Betend und dankend zugleich schaffte er unverdrossen.

Um elf Uhr erschien die Meisterin und brachte ihm die übliche Tasse Kaffee. Sie war eine freundliche Frau, und während sie dem fleißig Arbeitenden einen großen Apfel anbot, sagte sie:

„Nimm den, mein Junge. Du hast ihn verdient. Bist ja ganz rot vor Anstrengung. Geh's denn vorwärts?“

„Ausgezeichnet, Meisterin!“ versetzte Peter mit frohem Lachen und biß tief in den prächtigen Apfel.

Die Stunden vergingen unserem Peter an diesem Tage noch einmal so schnell wie sonst. Schon wurde es Abend, und der Meister kam zurück. Peter hörte, wie er sich draußen mit seiner Frau unterhielt. Dann traten die beiden in die Werkstatt.

„Ist Peter schon fort?“

„Nein, Mann“, lautete die Antwort, „der hat den ganzen Tag gearbeitet wie ein Pferd.“

Der Meister trat näher, um sich die Arbeit seines Lehrlings zu besehen.

„Manu?“ fragte er, „was ist denn das? Hast du das gemacht, Junge?“

Peter sah erschrocken auf und ließ ein beschämtes Ja hören.

„Nun, nun“, beruhigte der Meister, „brauchst deshalb keinen Schreden zu kriegen. Ich frage

nur, weil ich das nicht begreifen kann. Hätte wirklich nicht gedacht, daß du dein Geschäft schon so gut verstehst. Wie hast du das nur fertig gekriegt? So was hast du doch noch nie gemacht.“

Peter wurde rot bis über die Ohren.

„Der Sonntagschullehrer hat gesagt“, erwiderte er leise, „wir sollten auch um große Dinge bitten, mehr als wir empfangen zu können glaubten.“

„Was sagst du da, Junge?“ versetzte der Meister, indem er bald seinen Lehrling, bald seine Frau anschaute, die die Worte auch gehört hatte. „Was soll das nur bedeuten?“

Als aber keines von beiden antwortete, wandte er sich aufs neue an Peter mit den Worten: „Nun sag mir doch, Junge, was du damit sagen wolltest?“

Peter wurde ganz verlegen und antwortete noch leiser als vorher:

„Ich habe um Hilfe gebetet, Meister, und deshalb ist's mir so gut gegangen.“

Der Meister lachte, kein böses, aber ein gleichgültiges Lachen. Die Frau aber griff nach Peters Hand und drückte sie, und als Peter sie ansah, schien es ihm, als ob ihre Augen feucht wären.

„Die Hauptsache ist“, hob der Meister von neuem an, „daß die Arbeit fertig und gut ausgefallen ist. Was mich betrifft, hättest du's aber auch ohne Beten tun können.“

Aber Peter wußte, daß die Arbeit ohne sein Beten nicht gut geworden wäre. Mit glücklichem Herzen und zwei vollen Äpfeln, die ihm die gute Meisterin noch in die Hand drückte, verließ er die Werkstatt. Am Samstagabend bekam er doppelt so viel ausbezahlt wie bisher.

Ich würde nun meine Erzählung hiermit gern schließen, aber leider ist sie noch nicht ganz aus. Das Ende ist nicht so schön wie der Anfang, aber es ist lehrreich. Peter selbst hat es mir mitgeteilt, und so will ich auch das Letzte nicht verschweigen.

Einige Wochen nach dem oben Berichteten mußte der Meister wieder einmal für einen Tag nach auswärts. Ganz wie das erstemal übergab er seinem Lehrling eine schwierige Arbeit, noch schwieriger als damals.

Peter gab sich mit gutem Mut an die Ausführung. Warum sollte die Arbeit ihm nicht glücken? War doch die erste, die er allein gemacht hatte, so gut ausgefallen! Aber wie er auch zeichnete, abmaß, aneinanderfügte, wie er auch sann und arbeitete, diesmal wollte es ihm nicht gelingen. Die Arbeit fiel jämmerlich aus.

Am Abend kam der Meister nach Hause. Er besah sich das verpfuschte Stück und dann seinen Erzeuger.

„Was ist denn das für eine Arbeit?“ fragte er in einem Ton, dem man deutlich seine Unzufriedenheit und Verachtung anhörte. „Fängt es mit dir auch schon so an wie mit allen anderen: Raum hat der Meister den Rücken gewandt, so ist die Hudelei da? Nun guck doch nur ein Mensch diese Pfuscharbeit an!“ Damit hielt er dem armen Peter seine Arbeit vor die Augen, und in beißendem Spott kam es über seine Lippen: „Heute hast du wohl nicht gebetet, he?“

Was sollte Peter antworten? Die spottenden Worte waren leider nur zu wahr. Später hat er bekannt:

„Die Worte trafen mich umso mehr, weil ich sie verdient hatte. Ich hatte nicht gebetet, sondern auf mich selbst vertraut. Kein Wunder, daß da das ganze Werk mißriet.“

Ja, kein Wunder! Es gibt für einen Gläubigen nichts Törichtereres, als auf sich selbst, das eigene Können, die eigene Kraft, zu vertrauen. Wer auf sich selbst vertraut, braucht keine Hilfe von oben, und dann kann das Ende nur schlecht sein. Wer aber sein Werk mit Gott tut, wird nicht zuschanden werden.

Sing, bet' und geh auf Gottes Wegen,
Berricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt Er nicht.

„Hast du mich lieb?“

Ein Hottentottenknabe hatte von den Missionaren und von dem gehört, was sie predigten. Es drängte ihn, auch einmal zuzuhören. So schlich er eines Abends heimlich davon. Als er jedoch am Hause seines Herrn vorbeikam, ward dieser ihn gewahr und rief ihm zu, wohin er wolle.

Der Knabe blieb stehen und erwiderte zitternd:

„Den Missionar predigen hören, Massa.“

„Wenn du dich unterstehst, dahin zu gehen“, war die strenge Antwort, „bekommst du neununddreißig Peitschenhiebe und wirst in Ketten gelegt.“

Der Knabe erbebte, fand aber doch Mut genug zu der Erwiderung:

„Das sag' ich dem Großen Massa.“

„Was?“ schrie sein Herr erbozt, „dem Großen Massa willst du das sagen? Was soll das bedeuten?“

„Ich sag' es dem Massa im Himmel, daß mein Massa böse mit mir gewesen ist, weil ich hingehen wollte und Sein Wort hören.“

Der Herr war so erstaunt über diese Antwort, daß er dem Knaben zu gehen erlaubte. Als dieser fort war, wurde es ihm selbst ganz eigentümlich zumute. Das Wort von dem großen Herrn im Himmel ließ ihm keine Ruhe. Endlich entschloß er sich, seinem Sklaven zu folgen. Es gelang ihm, in einer Ecke versteckt, unbemerkt der Predigt des Missionars zu folgen. Dieser sprach über die Frage des Herrn an Petrus: „Hast du mich lieb?“ Die Worte ergriffen ihn. Was aber den tiefsten Eindruck auf ihn machte, war folgendes: Als der Missionar während des Vortrags seine Zuhörer fragte, ob nicht einer von ihnen, vielleicht ein armer Sklave, die Frage des Herrn mit Ja beantworten könne und sich offen zu Ihm bekennen wolle, da streckte sein Sklavenjunge beide Hände in die Höhe und rief mit großem Ernst: „Ja, Massa, ich hab' Jesus Christus lieb. Ich hab' Ihn lieb.“

Mit tiefbewegtem Herzen verließ er die Versammlung. Er hatte bis jetzt den Heiland nicht lieb gehabt. Von diesem Abend an begann er Gottes Wort zu lesen, und nicht lange dauerte es, da wurde er zusammen mit seinem jungen Sklaven getauft. Beide waren treue Nachfolger des Herrn.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Vor einiger Zeit besuchte ich eine mir befreundete Familie. Ich traf nur den ältesten Sohn des Hauses, einen jungen Mann in den zwanziger Jahren, der, wie ich wußte, ein allzeit spottender Gottesleugner war. Gleich nach der Begrüßung fragte er mich in seiner frivolen Art:

„Nun, Herr D., was macht denn eigentlich Euer Gott?“

Ob schon mir die Art und Weise des jungen Mannes bekannt war, empfand ich die Frage doch wie einen Schlag ins Gesicht. Kaum konnte ich ruhig bleiben. Aber im Blick auf Den, der einst viel größeren Hohn erduldet hat, und dem ja auch im Grunde dieser Spott galt, sagte ich, wenn auch mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Junger Mann, wenn Sie auch nur etwas von der Heiligkeit und Größe Gottes ahnten, so würden Sie es nicht wagen, Seinen Namen auf die Lippen zu nehmen.“

Ein kurzes spöttisches Auflachen war die Antwort. Dann fuhr er in gleichem Tone wie vorher fort:

„Dann sagen Sie mir doch einmal, Herr D., wo Euer Gott eigentlich her ist.“

Ich fühlte, daß das Gespräch keine gute Wendung nahm, und erhob mich, um zu gehen. Aber bevor ich das Zimmer verließ, sagte ich:

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir vorher eine Frage beantworten.“

„Dann legen Sie los!“

Spöttisch und herausfordernd sah er mich an.

„Sie leugnen, daß es einen Gott gibt. Nun sagen Sie mir aber doch einmal, wo all das Sichtbare herkommt: Erde, Luft, Wasser, Sonne, Mond, Sterne.“

Er lachte wieder.

„Nun sieh einer den alten D. an, will der mich so fangen!“

Dann, die Hände auf den Tisch stemmend, fuhr er fort:

„Ich will Ihnen etwas anderes sagen, Herr D.. Wenn es einen Gott gibt, so mag Er sich an mir bezeugen und mich blind machen.“

Ein Schauer ging mir über den Rücken bei diesen herausfordernden Worten, und ganz entsetzt entgegnete ich:

„Hören Sie auf, Herr W., hören Sie auf! Das nimmt kein gutes Ende für Sie.“

Ich wollte fort. Aber der junge Mann hielt mich am Rockärmel zurück, und mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er:

„Ja, ich wiederhole es noch einmal: Wenn es einen Gott gibt, so mag Er sich an mir bezeugen und mich blind machen.“

Das war kein Spott mehr. Es war Haß, bitterer, glühender Haß.

Ohne ein Wort weiter ging ich hinaus. Aber das Erlebte konnte ich lange nicht vergessen, und immer wieder sah ich den haßerfülltesten Blick des jugendlichen Gottesleugners vor mir.

Längere Zeit verging. Da hörte ich, W. sei erkrankt. Diese Mitteilung rief mir den ganzen häßlichen Vorgang in die Erinnerung zurück. Ich wartete einige Tage. Als ich aber hörte, daß die Krankheit sich verschlimmere, fühlte ich mich gedrungen, den Kranken zu besuchen. Zuvor aber ging ich in mein Zimmer und bat den Herrn um Ruhe und Sicherheit, Weisheit und Besonnenheit für diesen mir so schweren Gang.

Leider traf ich es nicht gut. Es war schon so viel Besuch da, daß ich nicht zu dem Kranken gelangte. Niedergeschlagen ging ich wieder fort. Aber nach zwei Tagen erhielt ich eine dringende Aufforderung, sofort zu W. zu kommen, da er mich zu sprechen wünsche.

Welche Gefühle mich bewegten, kann man sich denken. Ich warf mich wieder auf die Kniee, brachte die Sache vor den Herrn und bat Ihn, mir das richtige Wort zu geben. Dann ging ich schnell hin. Diesmal waren Fremde nicht zugegen, aber der Kranke war ohne Bewußtsein. In banger Sorge umstanden die Angehörigen sein Bett. Kein Ton unterbrach die dumpfe, unheimliche Stille. Nur ab und zu ein banges Seufzen. Ich mußte unwillkürlich den Mund des Bewußtlosen betrachten, der jene frechen, lästernden Worte gesprochen hatte. Wie gar schnell war er zum Schweigen gebracht worden! Würde er sich noch einmal öffnen?

Als keine Änderung in dem Zustand des Bewußtlosen eintrat, ging ich wieder heim, ohne ein Wort gesagt zu haben. Aber sein Bild, so vollkommen hilflos, und jene anmaßenden, frechen Worte, in strotzender Kraft gesprochen, gingen mit mir.

Am nächsten Morgen kam die Mitteilung, W. sei gestorben, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Tot! Ein furchtbares Wort. In diesem Falle doppelt furchtbar. Was mochte in der Seele des Unglücklichen vorgegangen sein, als er mich rufen ließ? Niemand kann es sagen und wird es sagen können. Die Angehörigen wußten anscheinend nichts von unserer damaligen Unterredung, und sein Mund war für immer verstummt. War ihm im letzten Augenblick doch noch zum Bewußtsein gekommen, was er getan hatte, und hatte er mir das bekennen wollen? Gott weiß es.

Etwa drei Wochen nach seinem Tode traf ich die Mutter. Ich erkundigte mich bei ihr, ob sie den ersten größten Schmerz überwunden hätten.

„Ja“, war die Antwort, „wir sind froh, daß er tot ist.“

Ich war aufs höchste erstaunt. Eine solche Antwort hatte ich nicht erwartet.

„Ihr seid froh, daß er tot ist?“ gab ich zurück.

„Ja, wir sind wirklich froh. Denkt nur, (als Schulgefährten und langjährige Bekannte duzten wir uns) der Arzt hat uns gesagt, es wäre nur zu wünschen, daß unser Rudolf stirbe, da die Krankheit unfehlbar zur völligen Erblindung führen würde, für die es keine Heilung gebe.“

Ich stand ganz erstarrt da. So hatte Gott doch auf seine Herausforderung geantwortet!? So gut es ging, suchte ich meine Bewegung zu verbergen. Die Mutter brauchte nichts von dem Vorgefallenen zu erfahren. Aber einem Freunde des jungen W., einem Gottesleugner wie er, erzählte ich alles.

„Ach“, entgegnete er wegwerfend, „das beweist nichts. Die Krankheit führt stets zur Erblindung.“

Ja, vielleicht. Aber wer hatte die Krankheit geschickt? Der unglückliche junge Mann hatte es gewagt, den allmächtigen Gott in der vermessensten Weise herauszufordern, und seine Herausforderung war angenommen worden. „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Es ist keine Dichtung, was ich erzählt habe, sondern nackte, ungeschminkte Wahrheit.

„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“

Jakob M. wohnte in einer größeren Fabrikstadt. Er war ein leichtfertiger, weltlich gesinnter Mensch. Des Abends, nach beendetem Tagewerk, trieb er sich gewöhnlich in den Wirtschaften umher. Er war nebenbei ein großer Musikfreund. In seiner Freizeit sah man ihn selten ohne seine Geige. Er liebte es, seinen Zechgenossen etwas vorzuspielen, und die meisten Abende vergingen ihm bei Spiel, Gesang und Scherz. Um seine Familie kümmerte er sich wenig, und um Gott und Sein Wort natürlich noch weniger.

Und dennoch sollte sich die heilbringende göttliche Gnade auch an diesem Menschen offenbaren. Jakob hatte eine Mutter und eine Schwester, die den Herrn Jesus als ihren Heiland kannten; und diese beiden hörten nicht auf, für den Sohn und Bruder zu beten. Ja, das Seelenheil Jakobs lag ihnen so sehr am Herzen, daß auf ihre Bitten hin eines Abends eine Anzahl gläubiger Freunde eigens zu dem Zweck zusammentam, um für die Befehrung

des leichtsinnigen Mannes und seiner unbefehrten Angehörigen gemeinschaftlich zu beten.

Die Antwort auf diese inbrünstigen Bitten blieb nicht aus. Jakob wußte zwar nichts von dem, was fortgesetzt für ihn geschah, aber der Heilige Geist wirkte unmittelbar auf sein Gewissen. Eines Abends nämlich, als er wie gewöhnlich im Wirtshause saß, begann sein Herz unruhig zu klopfen, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er sein Leben ändern und sich zu Gott bekehren müsse. Naturgemäß sträubte er sich mit aller Macht gegen diese ihm höchst lästigen Gefühle und Empfindungen und suchte die mahnenden Stimmen durch reichlichen Alkoholgenuß zum Schweigen zu bringen. Aber wenn ihm dies auch für kurze Zeit gelang, die Unruhe kehrte immer wieder und wurde von Tag zu Tag stärker. Sie trieb ihn eines Sonntags dahin, einer Predigt beizuwohnen, und Gott führte es so, daß in dieser Predigt das Evangelium mit Kraft verkündigt wurde. Das gehörte Wort drang dem unruhigen Manne tief ins Herz. Er faßte augenblicklich den Entschluß, seine geliebte Geige den Flammen zu opfern und keine Wirtschaft mehr zu besuchen.

Mehrere Tage danach fragte seine Schwester ihn, wie es komme, daß man ihn nicht mehr spielen höre noch ins Wirtshaus gehen sehe.

„Bierzehn Tage lang habe ich mich bemüht, zwei Herren zu dienen“, lautete die Antwort. „Dann konnte ich's nicht mehr aushalten. Da ich keine Kraft hatte, den vielen Einladungen, hie und da zu spielen, zu widerstehen, habe ich kurzerhand meine Geige verbrannt. Es ist mir schwer genug

geworden, aber als ich vergangenen Sonntag Herrn R. so ernst reden hörte, da fühlte ich, daß ich mit der Entscheidung nicht länger zögern dürfe.“

Als seine Schwester ihm darauf mitteilte, daß sie und die Mutter jeden Tag für ihn gebetet hätten, kamen ihm die Tränen. Bewegt sagte er: „Ich bin ein solch unwürdiger, unwissender Mensch, daß ich eure Gebete wahrlich sehr nötig habe“.

Trotzdem seine Buße aufrichtig und seine Tränen echt waren, dauerte es doch noch mehrere Wochen, bis er Ruhe und Frieden fand durch den Glauben an Jesum Christum. Er hörte mehr auf die Worte der Menschen als auf das Wort Gottes, und anstatt auf Christum und auf die in Ihm geoffenbarte Gnade Gottes zu schauen, beschäftigte er sich mit seinen Sünden und seinem bösen Herzen. Endlich aber kam der Tag, an welchem seine Seele vollkommene Ruhe in dem Erlösungswerk Christi fand. Es war an einem Sonntag. Seine Frau war plötzlich ernst erkrankt, so daß er fürchtete, er könne sie verlieren. Der Gedanke an den Tod erfüllte seine Seele mit Angst und Schrecken. Nirgend fand er Trost, nirgend erblickte er einen Ausweg. „Endlich“, so erzählte er hernach, „nahm ich meine Zuflucht zum Worte Gottes. Ich wollte sehen, was Gott mir zu sagen habe; und Gott zeigte mir, daß das Blut Jesu Christi von allen Sünden reinigt. Ich erkannte, daß Christus für mich gestorben ist, gerade so als wenn es in der ganzen Welt keinen anderen Sünder gebe als mich allein. Ich las ohne Aufhören weiter und fand Christum auf jeder Seite des Wortes. Und schließlich erfüllte eine solche Freude mein Herz, daß ich

logar meine Frau darüber vergaß. Es wurde mir klar, daß ich bis dahin noch nicht von Herzen an Gott geglaubt hatte. Andererseits wußte ich jetzt ganz genau, daß der Herr Jesus alles für mich vollbracht hatte.“

Daß Jakob ein anderer Mensch geworden war, fiel jedermann auf, der ihn an diesem Tage sah. Sein Gesicht, das in der letzten Zeit so sichtbar die Unruhe und Zweifel seines Herzens widergespiegelt hatte, strahlte in seliger Freude. Er konnte keine Worte finden, um sein Glück zu schildern. Den ganzen Tag hörte man ihn die Güte Gottes preisen oder Lieder singen zur Verherrlichung Seines Namens.

Am nächsten Morgen — das Befinden seiner Frau hatte sich inzwischen wieder gebessert — ging Jakob gesund und wohlgenut an seine Arbeit, aber schon des Mittags begann er sich unwohl zu fühlen und mußte nach Hause zurückkehren. Ein brennender Schmerz in der Brust machte ihn unfähig, seine Arbeit fortzusetzen. Er fühlte sich so beengt, daß er kaum ein Wort zu sprechen vermochte. Alles was möglich war geschah, um ihm Linderung und Besserung zu verschaffen. Aber gar bald zeigte es sich, daß in diesem Falle die Kunst des Arztes versagte. Die Krankheit nahm derart rasch zu, daß jede Hoffnung auf Genesung schwand. Der Kranke selbst sagte mit großer Bestimmtheit, daß er noch vor dem kommenden Montag im Himmel sein werde. Der Gedanke an den Tod beunruhigte ihn jetzt in keiner Weise mehr. Er dachte überhaupt nicht an das Sterben, sondern nur daran, daß er zu Jesu gehen werde.

„Montag“, sagte er am Mittwoch zu seiner Mutter, „Montag werde ich im Himmel sein. Dort wird Christus alles sein. Dort gibt es auch keinen Kummer und Schmerz mehr.“ Einem anderen Besucher, welcher meinte, der Herr habe ihm doch eine schwere Prüfung auferlegt, erwiderte er:

„Kein Körnchen zu viel. Ich bin in Christo angenommen. Das ist heller als die Sonne. Freuet euch doch mit mir darüber, was der Herr an mir getan hat!“

An den beiden folgenden Tagen sprach er sehr wenig; er war zu schwach dazu. Am Samstagmorgen jedoch fühlte er sich nach einer guten Nachtruhe frischer als vorher.

„Ach, wieviel hat der Herr für mich Armen getan!“ rief er aus. „Er hat mich durch Sein Blut von allen Sündenflecken gereinigt. Auf immerdar bin ich vollkommen gemacht. Und wenn ich auch noch zwanzig Jahre lebte und nie sündigte, würde ich dadurch dem Himmel doch nicht näher kommen, als ich heute schon bin. Wie gut ist Jesus! Den Thron Seiner Herrlichkeit zu verlassen und in diese Welt zu kommen, um für mich zu sterben, für mich, Jakob M. von R.! Könnte ich doch allen Menschen erzählen, wie glücklich ich bin! Er hat sich selbst für mich hingegeben! Ich bin Sein, Er ist mein. Er ist in mir, und ich bin in Ihm; und bald werde ich bei Ihm sein.“

Hier mußte er abbrechen. Seine Kraft war erschöpft. Doch nach einer kurzen Pause begann er von neuem:

„Seht, seht, welch ein gewaltiger Raum, welch eine große, große Menge! Wie schön sind sie!

Aber Christus ist der Schönste. — Horch! Hört ihr sie nicht singen: „Würdig ist das Lamm!“? Ja, Er ist würdig, Er ist würdig. Er kam auf diese Erde, Er erniedrigte sich selbst, aber Gott hat Ihn hoch erhoben und Ihm einen Namen gegeben, der über jeden Namen ist! Und wir sollen Ihm gleich sein! Welch eine Gnade für einen armen Sünder! Ich dachte, ich müsse etwas tun, um in den Himmel zu kommen, aber Er hat alles getan. — O Mutter! Keine Wolke ist mehr vor mir. Alles ist hell. Bald wird Er mich aufnehmen in Seine Herrlichkeit. Nur noch einen Augenblick soll ich hier bleiben, um Seine Gnade zu verkünden. Möchte es doch in ganz R. bekannt werden, daß Gott einen armen Sünder, wie Jakob M. einer war, in die Herrlichkeit aufgenommen hat! Es wird vielen zum Segen sein. O Mutter, erzähle es doch überall, daß Er mich in Seine Herrlichkeit aufgenommen hat!“

Es war ein überaus herrlicher, feierlicher Augenblick für alle, die in der Umgebung des sterbenden Mannes weilten, ein Augenblick, den sie nie haben vergessen können. Eine unbeschreibliche Freude erfüllte sein Herz, ein himmlischer Glanz lag auf seinem Gesicht.

Als der Sonntagmorgen kam, rief der Kranke: „Es gibt einen Himmel! O wenn doch alle Welt wüßte, daß es einen Himmel gibt!“

Hinterher unterhielt er sich mit seiner Mutter, die fast ständig bei ihm weilte, über seine Kameraden, von denen drei ihm besonders am Herzen lagen. „Mutter!“ bat er eindringlich, „sage ihnen, daß es einen Himmel gibt, und sage ihnen auch,

daß es eine Hölle gibt, und daß sie dorthin kommen werden, wenn es nicht anders mit ihnen wird.“

Dann reichte er allen Anwesenden die Hand und betete schließlich laut für Frau und Kinder, für seine Brüder und Schwestern, für seine Freunde und Bekannten. Kurz darauf rief er laut: „Sieg, Sieg!“

Eine feierliche Stille trat ein. Was man hier sah und hörte, ließ vergessen, daß man an einem Sterbebett stand. Wer von den Anwesenden den Herrn kannte, mußte unwillkürlich an das Wort denken: „Wo ist, o Tod, dein Stachel? wo ist, o Tod, dein Sieg?“

Das müde Haupt des Sterbenden war unterdessen in die Kissen zurückgesunken. Seine Kräfte waren erschöpft. Plötzlich rief er: „Wasser, Wasser!“ Als man ihm aber das Gewünschte reichte, wies er es mit den Worten zurück: „Nein, nein, nichts mehr von diesem Wasser!“ Sein Bewußtsein schien zu schwinden. Schon glaubte man, er sei am Ziele. Aber nein. Noch einmal öffneten sich die Augen, und mit erstaunlicher Kraft kam es über seine Lippen: „Er ist nahe! Er ist nahe! Ich eile nach Hause.“ Und mit den Worten: „Ich bin gerettet! Er kommt, Er kommt!“ hauchte er den letzten Odem aus. Was er vorhergesagt hatte, war eingetreten: am Montag war er bei seinem Herrn.

Glücklicher Jakob! Von diesem sterblichen Leibe erlöst, bist du jetzt für ewig bei dem Herrn, wo es kein Leid, keinen Kampf, keine Mühe und — keine Sünde mehr gibt. Möchte unser Ende, falls der Herr nicht selber kommt, um uns ins Vaterhaus zu holen, dem deinigen gleichen!

Der alte Araber

Die Mittagssonne Nord-Afrikas sandte ihre glühenden Strahlen auf das flache Dach einer Missionsstation. Der Morgen hatte viel Arbeit gebracht, denn viele Kranke waren gekommen, um sich Rat und Hilfe zu holen bei dem christlichen Arzt und seinen Helferinnen.

Alle Gefommenen hatten etwas erhalten: sei es nun Arznei, oder Verbände für wunde und kranke Glieder. Vor allem aber hatten alle von dem Einen gehört, der neben körperlichen Leiden auch die Seele zu heilen vermag, von Jesus Christus, dem Heiland der Sünder.

Alle waren jetzt wieder gegangen; nur einer war geblieben, ein alter, weißhaariger Araber. Er saß im Hof und machte keine Miene, sich zu entfernen, sodaß schließlich eine Schwester hinausging, um ihm zu sagen, daß es an der Zeit sei, heimzugehen.

Ein paar Minuten später kehrte sie mit einem Gesicht zu dem Arzt zurück, das Verwunderung und Verlegenheit zugleich ausdrückte.

„Ich kann nichts mit ihm anfangen“, rief sie. „Er sagt, er sei zehn Tage lang gereist, um seine Wunde bei uns ausheilen zu lassen. Ich habe ihm gesagt, er könne nicht bei uns bleiben; aber er erwiderte, gerade deswegen sei er gekommen.“

Der Doktor rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Dann muß ich selbst einmal mit ihm reden“, sagte er schließlich. „Hätten wir doch erst unser Krankenhaus fertig! Bis dahin können wir leider keine Seele aufnehmen.“



Der alte Araber

„Der einzige Raum, wo er bleiben könnte, wäre der Schuppen“, meinte die Schwester.

Sie gingen zusammen hinaus, um mit dem Alten zu reden. Er erzählte ihnen auf ihr Befragen, er habe in seiner Heimat von der Liebe der Christen gehört. Darauf habe er sich auf den weiten Weg gemacht, in dem festen Vertrauen, daß die Christen, die so viele andere geheilt hätten, auch ihm Medizin und ein Unterkommen geben würden.

Was sollte der Arzt antworten? Durfte er das Vertrauen des alten Arabers beschämen und ihn fortschicken? Er sagte ihm, er könne ihm nur den Schuppen zum Übernachten anweisen; wenn er damit zufrieden sei, sei er willkommen. Der alte Mann schien nicht gewohnt zu sein, Ansprüche zu machen. Mit Tränen in den Augen erklärte er, der Schuppen sei für ihn ein Palast.

So blieb er denn auf der Station. Er wurde mit Sorgfalt und Treue gepflegt, und alle betrachteten es als ein Vorrecht, ihm von der Liebe des Heilandes zu erzählen. Bekanntlich hält es außerordentlich schwer, Mohammedaner von dem Irrtum der Lehre ihres falschen Propheten zu überzeugen. Aber das Herz des alten Mannes schien zubereitet zu sein, um das Wort der Gnade aufzunehmen. Er lauschte mit viel Aufmerksamkeit, und schließlich nahm er im Glauben den bisher gering geachteten Jesus der Christen als seinen Heiland an. Als er nach längerer Zeit als geheilt entlassen werden konnte, ging es ihm wie dem Kämmerer aus dem Mohrenlande. Er zog seinen Weg mit Freuden und nahm die frohe Botschaft von Christo Jesu mit in sein fernes Dorf.

Wie lange währt die Gnadenzeit?

Die heilbringende Gnade Gottes ist für alle Menschen erschienen, und Gott wendet sich mit Seiner Gnadenbotschaft an sie alle, aber Er findet für Seine göttliche Liebe wenig Gegenliebe. Ein großer Teil Menschen will nichts von ihr wissen. Sie sind Verächter der Gnade Gottes. An diese Menschen wende ich mich heute nicht. Ihre harten Herzen kann Gott allein brechen. Ich möchte vielmehr denen ein Wort sagen, die aus Gleichgültigkeit bisher ihre eigenen Wege gegangen sind. Auch ihre Zahl ist groß, vielleicht größer noch als die der offenen Gottesverächter. Die Gleichgültigen haben vielfach die Absicht, sich auch einmal zu bekehren, am liebsten kurz vor ihrem Tode, dann, wenn sie die Vergnügungen dieses Lebens gehörig ausgekostet haben und die Fahrt in die dunkle Ewigkeit vor ihnen liegt.

Gottes Wort nennt die, welche Sein Dasein leugnen, „Loren“. Aber die zuletzt erwähnte Menschengruppe muß man auch „Loren“ nennen. Sie glauben, daß es einen Gott gibt; viele von ihnen glauben auch an die Ewigkeit, an ein Gericht nach dem Tode, und an eine ewige Verdammnis; aber aus Gleichgültigkeit kümmern sie sich nicht darum. Wie unglaublich töricht! Wer weiß denn heute, ob ihm später noch Gelegenheit geboten wird, die Gnade Gottes anzurufen? Wer weiß überhaupt, wie lange die Gnadenzeit noch währt? Gott bezeichnet in Seinem Wort ganz genau die Zeit, zu der der Mensch sich bekehren soll. Sie heißt

„Heute“. „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht.“ (Hebr. 4, 7.) Und an anderer Stelle heißt es: „Zur angenehmen Zeit habe ich dich erhört, und am Tage des Heils habe ich dir geholfen. Siehe, jetzt ist die wohl-angenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor. 6, 2.) Jetzt bedeutet aber auch nichts anderes als „heute“. Hörst du, mein lieber Leser? Jetzt, heute, die gegenwärtige Stunde, ist der richtige Augenblick, um das Heil anzunehmen; nicht morgen, oder nach Wochen und Monaten oder gar dann, wenn dein letztes Stündlein gekommen zu sein scheint. Gott richtet sich nicht nach dir, sondern du hast dich nach Ihm zu richten. Und Seine Botschaft lautet: Komm heute, komm jetzt! Wohl ist Seine Langmut groß. Er gibt sich viel Mühe, um den Menschen zur Buße zu bewegen, aber es ist immer ernst, wenn jemand Seine dringende Aufforderung: Komm heute! mit einem gleichgültigen: „morgen“, oder „später einmal!“ beantwortet. Die Gnadenbotschaft richtet sich „heute“ an dich, und „heute“ solltest du auf sie hören.

Aber vielleicht wendest du ein: Nun, so eilig wird's doch nicht sein. Die Gnadenzeit hat schon so viele Jahre gewährt, warum sollte sie nicht noch länger währen? Gewiß, vielleicht dauert sie noch an. Es kann aber auch anders kommen. Du weißt vielleicht, daß die Gläubigen ihren Herrn jeden Tag aus dem Himmel erwarten dürfen, um sie heim-zuholen ins Vaterhaus. Und dieses Ereignis kann noch heute eintreten. Jesus hat bis jetzt gezögert, aber einmal kommt Er bestimmt, und wenn Er gekommen ist und die Seinigen heimgeholt hat, dann

gibt es für die, welche Seine Gnade verachtet oder gleichgültig behandelt haben, keine Gnade mehr. Die Tür ist dann verschlossen, verschlossen für immer. Die nicht mit Ihm ins Vaterhaus gegangen sind, bleiben zurück.

Schreckliche Dinge werden sich dann auf der Erde abspielen. Satan, durch nichts mehr gehindert, wird seine ganze fürchterliche Macht erweisen, und Gott wird ihm nicht entgegentreten, vielmehr ihm erlauben, die Herzen der Menschen, die in früheren Tagen die „Gnade und Wahrheit“ zurückgewiesen haben, ganz mit seinen Lügen zu umgarnen. Die Menschen werden so verhärtet sein, daß sie unter den Gerichten, die Gott über die Erde bringen wird, ihre Zungen vor Pein zerbeißen, trotzdem aber den Gott des Himmels lästern werden. Mehr noch. Gott selbst wird die Herzen jener ehemaligen christlichen Befenner verhärten. Wir lesen von ihnen: „Darum, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht annahmen, damit sie errettet würden . . ., deshalb sendet ihnen Gott eine wirksame Kraft des Irrtums, daß sie der Lüge glauben, auf daß alle gerichtet werden, die der Wahrheit nicht geglaubt, sondern Wohlgefallen gefunden haben an der Ungerechtigkeit“. (2. Thess. 2, 10—12.)

Welch ein furchtbares Wort! Keine Spur von Gnade mehr, nur Verstockung und Gericht. Wahrlich, die Worte fehlen, um die ganze Furchtbarkeit eines solchen Zustandes auszumalen. Wie sollte es für einen Menschen noch Rettung geben, der einst Gottes Gnade zurückgewiesen oder doch gleichgültig behandelt hat und nun von Gott selbst mit Blindheit geschlagen wird!? Er geht unrettbar

für ewig verloren. Darum verachte nicht länger „den Reichtum Seiner Gütigkeit und Geduld und Langmut“! (Röm. 2, 4.)

Mein lieber Leser! „Heute“ gibt es noch Gnade für dich. Laß dich warnen und benutze „die wohl-angenehme Zeit, den Tag des Heils“!

„Wer bereitet dem Raben seine Speise, wenn seine Jungen zu Gott schreien?“

In Schottland lebte ein armer Weber, namens Alexander Dunn, dem es während einer Teuerungzeit sehr kümmerlich erging. Er gehörte jedoch zu denen, die dem Herrn vertrauen und glauben, daß Der, welcher die jungen Raben speist, nie und nimmer die Seinigen im Stich lassen wird. Einst stieg die Not so hoch, daß nichts mehr im Hause war als Brunnenwasser. Alexanders Frau war ganz unglücklich und murkte, er aber sagte: „Mein Vater wird uns ganz gewiß etwas schicken. Laß uns nur auf Ihn vertrauen! Hole einen Krug Wasser, und dann wollen wir Ihn um Seinen Segen bitten. Er hat einst 5000 Menschen mit wenigen Broten gespeist. Er kann auch unser Leben durch dieses Wasser erhalten. Aber wenn es zu Seiner Ehre und zu unserem Heil dient, wird Er uns auch auf andere Weise helfen.“

Während Alexander das Tischgebet sprach, hörten sie ein Geräusch vor der Tür draußen. Es war, als ob jemand einen schweren Gegenstand gegen die Tür habe fallen lassen. Die Frau

öffnete. Sie kam gerade noch früh genug, um einen Reiter zu erblicken, der schnell davontrabte. An die Tür gelehnt aber stand ein Sad mit Grütze, Mehl, Fleisch, Käse und gedörrtem Fisch. Das war eine Gebetserhörung! Die Lebensmittel konnten ja nur für sie bestimmt sein. Mit dank-erfülltem Herzen setzten die Gatten sich wieder an den Tisch. Ein solches Mahl hatten sie lange nicht gehabt. „Sagte ich's dir nicht“, sagte Alexander zu seiner Frau, „daß mein Vater an uns denken würde? Er hat mich noch nie verlassen und ver-säumt. Laß uns Ihm danken für Seine Güte!“

Einige Jahre nach dieser Begebenheit besuchte Alexander eines Sonntags eine christliche Versamm-lung in einem weit entfernt liegenden Orte, in dessen Nähe sich das Schloß des Herzogs von Sutherland befindet. Die Herzogin war eine gottes-fürchtige, entschieden gläubige Frau, die oft christ-liche Freunde, mochten sie aus noch so einfachen Verhältnissen stammen, in ihr Haus lud. Man aß gemeinschaftlich zu Abend und pflegte sich dann in dem großen Saale zu versammeln, um sich über Gottes Wort zu unterhalten oder Erfahrungen von Gottes Güte und Gnade gegeneinander auszu-tauschen. Unser Weber, der sich auch unter den Gästen befand, erzählte bei dieser Gelegenheit die uns bekannte Geschichte von Gottes wunderbarer Durchhilfe in dem Hungerjahr. kaum war er fertig, da rief die Herzogin, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte:

„Gott sei Dank, daß Er Seine Barmherzigkeit in solch wunderbarer Weise an Ihnen erwiesen hat!

Ich bin hocherfreut, diese Dinge von Ihnen zu vernehmen.“

Darauf erzählte sie folgendes:

„Als ich mich während der Teuerung eines Mittags zu Tisch setzte und ihn so reich mit Speisen besetzt sah, wurde ich sehr durch den Gedanken bewegt, daß wohl viele Kinder Gottes jetzt ohne Nahrung seien. Ich beschloß, nichts zu versäumen, um solche aufzufinden, denen ich helfen konnte. Dieser Entschluß beruhigte mich aber nicht ganz. Ich hatte das bestimmte Gefühl, es müsse sofort etwas geschehen, um einem notleidenden Kinde Gottes zu helfen. Unter diesem Eindruck befahl ich einem Diener, einen Sack mit Lebensmitteln zu füllen, ihn einem Pferde aufzuladen und es dann dahin gehen zu lassen, wohin es wolle. Dabei hoffte ich, daß der Herr, der die Bedürfnisse eines jeden der Seinigen kennt, das Tier an die Stelle lenken würde, wo diese kleine Hilfe gerade angebracht war. Ich tat es im Glauben und in der Überzeugung, daß der Herr mein Gebet erhören werde. Den Diener beauftragte ich, den Sack bei dem ersten Hause abzusetzen, wo das Pferd stehen bleiben würde. Als er nach Stunden zurückkehrte, erzählte er mir, das Pferd habe erst nach mehreren Meilen vor einem kleinen Hause Halt gemacht, und dort habe er den Sack abgeladen.“

„Heute nun“, so schloß die Herzogin ihren Bericht, „erfahre ich endlich, in wessen Hände der treue Gott die Lebensmittel damals hat gelangen lassen.“

Meine Geschichte

Schon als Junge hatte ich eine wahre Gier nach Zerstreuung und Vergnügungen. Dabei war ich nicht „ohne Religion“. Zwar machten die christlichen Lehren nicht viel Eindruck auf mich, aber ich weiß mich gut zu erinnern, daß ich allezeit unruhig wurde, wenn meine Großmutter des Abends zu mir kam und mit mir betete.

Ich wuchs gleichsam in zwei Welten auf. Täglich las ich einen Schriftabschnitt, und ich würde es für Sünde gehalten haben, des Sonntags nicht zur Kirche zu gehen. Dabei suchte ich aber jedes nur eben erreichbare Vergnügen mitzumachen.

Als ich älter wurde, fragte ich mich manchmal, ob ich noch an Gott glaubte oder nicht. Es mag sein, daß die in geistlicher Hinsicht völlig tote Umgebung, in der ich lange Zeit lebte, mit Schuld daran war. Man hatte mich nämlich zu meiner Erziehung in ein Knabeninstitut geschickt, dessen Leiter ein in Bezug auf göttliche Dinge völlig gleichgültiger Mann war. Wohl gingen wir auch hier zur Kirche, aber was wir da sahen und hörten, war nichts als ein äußerer Formendienst, der mich mehr abstieß als anzog. Ich sprach sogar oft gegen die leeren, nichts-sagenden Zeremonien, obwohl ich keinerlei auf Gottes Wort gegründete Einwendungen machen konnte.

Die Jahre kamen und gingen. Ich war inzwischen zu einer technischen Schule übergegangen, wo ich noch weniger von Gott hörte als vorher.

Die Sünde, die hier in mancherlei Gestalt an mich herantrat, machte mir viel zu schaffen, und ich fühlte mich kraftlos, ihr zu widerstehen. Während dieser Zeit redete Gott zum erstenmal ernst mit mir. Er ließ mich schwer krank werden. Ich fühlte gut, daß es Gottes Hand war, die auf mir lag, und daß Er mich aufforderte, Buße zu tun. Ich blieb auch nicht völlig gleichgültig. Als aber die Gesundheit wiederkehrte, wandte ich Gott aufs neue den Rücken und stürzte mich tiefer denn je in den Trubel weltlicher Vergnügungen.

Dann kam die Zeit, wo der Kampf des Lebens für mich begann. Ich mußte die liebe Heimat verlassen und eine Stelle in Süd-Amerika antreten. In der Stadt, die meine neue Heimat werden sollte, fand ich Zerstreuungen, von denen ich bis dahin kaum geträumt hatte. Vor allem zog das Theater mich an. Gott wurde mir immer fremder. Wo ich ging und stand, dachte ich an die Bühne. Ich habe in jener Zeit einige kleinere Schauspiele, Gedichte und Lieder verfaßt und mich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, Schauspieler zu werden. Freilich hatte ich auch damals ernstere Stunden, Augenblicke, von Gott gegeben, in denen mir die Eitelkeit und Sündhaftigkeit meines Lebens zum Bewußtsein kamen. In solchen Stunden konnte ich mich hinsetzen und Verse über tiefgründige Themata schreiben, die mich noch heute in Erstaunen setzen. Aber Sünde und Vergnügungen gewannen doch immer wieder die Oberhand. So ging mein Leben auf und nieder.

Da redete Gott zum zweitenmal mit mir. Von einer Opernprobe, bei der ich eine führende Rolle spielte, mußte ich fort ins Krankenhaus, wo ich sechs

beschwerliche Wochen zubrachte. Aber diesmal machte Gottes ernste Stimme noch weniger Eindruck auf mich als bei meiner ersten Erkrankung. Raum wiederhergestellt, nahm ich mein altes Leben wieder auf und wurde aufs neue ein Spielzeug in Satans Hand. Aber Gottes liebende Langmut ließ mich nicht. Eben war ich wieder mit Proben für ein Schauspiel beschäftigt, als ich abermals bettlägerig wurde. Auf dem Tischchen neben meinem Bett lag meine Bibel. Ich las in diesen Wochen viel darin, und mit wachsendem Interesse, aber Herz und Gewissen blieben unberührt. Ich war kein Gottesleugner. Die Natur war für mich Beweis genug von dem Dasein Gottes. So war mir z. B. der Donner eine Stimme des Herrn. Gut erinnere ich mich eines furchtbaren Gewitters. Die dunkle Nacht wurde zum Tage durch die unaufhörlich daherschweifenden Blitzstrahlen; aus der tiefen Stille wurde ein fürchterliches Kampfgetöse. Wie klein und jämmerlich kam ich mir vor angesichts solch gewaltiger Kräfte! Aber als der Sturm vorüber war, schloß auch mein Gewissen wieder ein.

In den Tagen meines Krankseins begann Gott wieder mit mir zu reden, aber nicht in Donner und Blitz. In dem Hause, wo ich wohnte, weilte damals ein Mann zu Besuch, der mir höchst unsympathisch war. Er ging nie ohne seine Bibel aus, die deutliche Zeichen jahrelangen, fleißigen Gebrauchs aufwies, und deren er sich nicht im geringsten schämte. Schon aus diesem Grunde konnte ich den Mann nicht leiden. Die Bibel gehörte meines Erachtens ins Privatzimmer. Sie so öffentlich bei sich zu tragen, galt mir als Beweis pharisäischer Gesinnung. Heute

denke ich freilich anders darüber. Der Umstand, daß schon das öffentliche Tragen einer Bibel zu Angriffen gegen sie genügt, ist für mich heute einer der klarsten Beweise, daß das Buch Gottes Wort sein muß. Denn: „Die Finsternis haßt das Licht“. Sie „hat es nicht erfaßt“.

Der mir so unwillkommene Besucher kannte indessen mehr als seine Bibel. Ich war nie einem Menschen begegnet, dem seine Bibel kostbarer gewesen wäre, oder der sie gründlicher erforscht hätte als er; andererseits aber habe ich auch kaum jemand kennen gelernt, der in der Gesamtliteratur besser bewandert gewesen wäre. Dieser zweite Umstand bewirkte allmählich einen Umschwung in meinen Gefühlen gegen den Mann. Wie schon erwähnt, schrieb ich selbst mancherlei Sachen, und dieser Mann legte ein Interesse für meine literarischen Erzeugnisse an den Tag wie bisher kein anderer. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Gott es war, der auf diese Weise mein Herz erreichen wollte, und der den Fremden alles für mich werden ließ, um mein Vertrauen zu gewinnen. Meine Abneigung verwandelte sich langsam in Interesse. Die Urteilsfähigkeit dieses Mannes in allem, was Schriftstellerei anging, nahm mich mit der Zeit dermaßen für ihn ein, daß ich jede Gelegenheit benutzte, ihn aufzusuchen.

Eines Abends — ich war mittlerweile wieder ganz hergestellt — hörte ich, daß er in einem Saal in der Nähe einen Vortrag halten werde über ein biblisches Thema. Weil ich ihn noch nie öffentlich hatte reden hören, ging ich hin. Ich brauchte es nicht zu bereuen. Er hielt einen meisterhaften Vortrag über die Stiftshütte. Die Art und Weise,

wie er „die Abbilder der Dinge in den Himmeln“ mit den „himmlischen Dingen“ selbst in Verbindung brachte, war mir ganz neu und interessierte mich ungemein.

Am nächsten Abend suchte ich den Sprecher in seiner Wohnung auf, um mir weitere Aufklärung zu erbitten über den einen und anderen Punkt, den er in seinem Vortrag berührt hatte. Meine Bibel brachte ich mit. Bereitwilligt und in ausführlicher Weise kam er meiner Bitte nach. Dann schloß er das Buch, schaute mir ernst ins Gesicht und fragte, ob ich glaube, daß die Bibel Gottes Wort sei. Ich war aufs äußerste überrascht und fand keine Antwort. Da sagte er langsam und jedes einzelne Wort abwägend: „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes“. (1. Joh. 5, 13.) Dann wiederholte er seine Frage noch mehrmals. Den Kampf der nächsten zwei Stunden vermag ich nicht zu beschreiben. Wie ich da von meinen wechselnden Gefühlen hin und her geschleudert worden bin, kann ich nicht schildern. Daß ich ein Sünder war, und zwar ein großer Sünder, wie hätte ich es leugnen können? Auch konnte ich nicht in Abrede stellen, daß Jesus für solche Menschen, wie ich einer war, gestorben ist. Ich warf mich auf die Kniee, bekannte mich als Sünder und übergab mich der Gnade Gottes.

O welch eine Not habe ich in diesen Stunden empfunden, welch eine Angst und Seelenpein! Als ich mich schließlich schlafen legte, müde nach Leib und Seele, dachte ich mit Schrecken an das Morgen-grauen. Ich hatte allen Grund dazu. Als ich

erwachte, konnte ich mir kaum noch vorstellen, daß ich mich am Abend vorher Gott übergeben hatte. Gerade so wie einst Satan die Amalekiter auf die Kinder Israel in der Wüste hegte, nachdem sie eben ihren Durst aus dem geistlichen Felsen gelöscht hatten (vergl. 1. Kor. 10, 4), überfiel er mich an jenem denkwürdigen Morgen. Er war ein Kriegermann, und ich war kaum von den Fesseln einer lebenslangen Sklaverei befreit. Er kam wider mich mit all der Geschicklichkeit, die eine tausendjährige Erfahrung verleiht, und ich stand vor ihm in der Schwachheit eines neugeborenen Kindes. In meiner Tischschublade lag ein geladener Revolver, und wenn je ein Mensch in Versuchung gewesen ist, seinem Leben ein Ende zu machen, so war ich es an jenem Tage. In Verzweiflung, ja, in wahrer Todesangst rannte ich schließlich die Treppe hinunter und weckte den Mann, der am Abend vorher Zeuge meines Schreiens zu Gott gewesen war. Er sah und verstand den schrecklichen Kampf, der mein Inneres zerriß, und er wußte, daß der, welcher am Kreuz Sein Leben für mich gelassen hatte, jetzt fürbittend die Hände zum Vater hob und nicht darin ermüdete, wie einst Mose auf dem Gipfel des Hügels. Er zog mich mit sich auf die Kniee, und zusammen suchten wir den Thron der Gnade. Und Gott sei Dank! in Seiner unendlichen Gnade hörte Er unser Rufen, und Seine Engel, jene wunderbaren dienstbaren Geister, zersprengten die Heerscharen des Bösen.

Zehn Jahre sind seitdem verflossen. Altes ist geschwunden und Neues an seine Stelle getreten. Ich bin manchmal gestrauchelt und tue es immer

noch, aber Er ist sich stets gleich geblieben an Liebe, Langmut und Treue. O wenn mein Auge doch allzeit auf Ihn gerichtet wäre! Dann gäbe es kein Fehlen und Versagen. In Ihm ist wahres Genüge, Friede, Kraft, alles, ohne Ihn keine Befriedigung. Was gilt dem Gläubigen der gleißende Schimmer der Welt? Er blendet nur, weiter nichts. Ihren Vergnügungen mag es gelingen, Langeweile und Unbefriedigtsein für ein paar Stunden zu bannen. Aber dann kehren sie mit verdoppelter Schwere wieder. Mancher sucht dann wohl Ruhe in der Religion, aber auch sie versagt. Es gibt eben keine Ruhe für eine Seele, die nicht Jesum Christum als ihren Herrn und Heiland kennt. Wie wenige von denen, die in der christlichen Lehre unterwiesen sind, kennen die Bedeutung Seiner Worte: „Ich werde euch Ruhe geben“! Wie wenige von ihnen kennen selbst die Bedeutung des Kreuzes, an dem Er gelitten hat, „der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“!

Das Blut, das von aller Sünde reinigt

Ein Bote des Evangeliums machte Besuche in den Häusern des berüchtigten Armenviertels von London, die an Schmutz und Verkommenheit ihresgleichen auf Erden suchen. Eines Tages stieg er eine baufällige Treppe hinan, die zum Dachgeschoß eines ebenso baufälligen Hauses führte. Plötzlich schrak er zurück. Er sah sich einem verwildert und abstoßend aussehenden Menschen gegenüber, der mit verschränkten Armen an der Wand

lehnte und den Kommenden mit finsternen Blicken anstarrte. Der Mann machte einen solch unheimlichen Eindruck, daß der Evangelist sich im ersten Augenblick versucht fühlte, umzukehren und schleunigst wieder nach unten zu gehen. Dann aber erinnerte er sich, in wessen Dienst er stand, und diese Erinnerung gab ihm Kraft, ein freundliches Gespräch mit dem Manne zu beginnen. Er sagte ihm, er sei gekommen, um ihm eine frohe Botschaft zu bringen, und das Buch, das er in der Hand halte, schließe das Geheimnis aller Glückseligkeit in sich.

Während er sprach, hatte er sich dem Mann genähert. Doch als er ihm die Hand auf die Schulter legen wollte, stieß jener ihn zurück, als ob er ein giftiges Gewürm wäre, und gebot ihm, auf der Stelle den Mund zu halten, sonst werde er ihm einen Tritt geben, daß er die Treppe hinunter fliege. Doch unser Besucher ließ sich durch diese groben Gefühlsausbrüche nicht einschüchtern. Unbeirrt fuhr er fort, über den Inhalt seines Buches zu reden.

In diesem Augenblick vernahm er aus der Kammer hinter sich eine schwache Stimme, und er hörte die Worte: „Spricht das Buch von dem Blut, das von aller Sünde reinigt?“

Zu sehr damit beschäftigt, dem finsternen Mann ein zu Herzen gehendes Wort zu sagen, antwortete er nicht sogleich. Aber lauter und dringender ertönte die Bitte:

„Sagen Sie mir, o, sagen Sie mir, ob Ihr Buch von dem Blut redet, das von aller Sünde reinigt!“

Jetzt stieß er die Tür auf und trat ins Zimmer. Eine unbeschreibliche Armut starrte ihm aus jedem

Winkel entgegen. An Hausgerät wies der Raum nur einen einzigen dreibeinigen Stuhl auf. In einer Ecke aber lag auf einem Bündel Stroh eine alte Frau. Als der Fremde eintrat, richtete sie sich auf, heftete ihre Augen mit einem Blick voll quälender Unruhe auf ihn und wiederholte ihre Frage.

Er setzte sich auf den wackeligen Stuhl und fragte: „Was wollen Sie denn wissen von dem Blut, das von aller Sünde reinigt?“

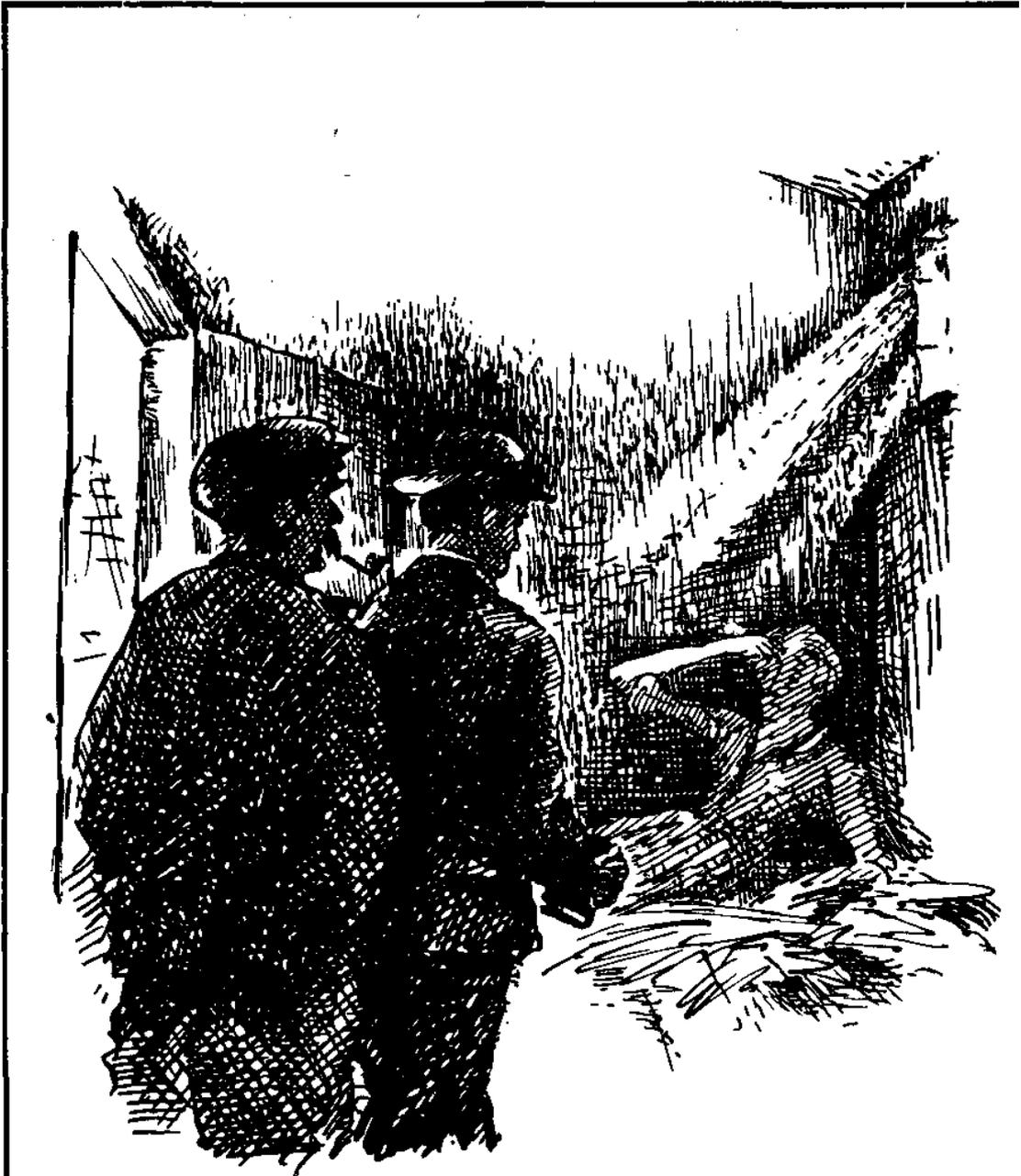
Es lag etwas fast beängstigend Wildes in der Art und Weise, mit der das arme Geschöpf antwortete:

„Was ich davon wissen will? Sehen Sie denn nicht, daß ich sterben muß? Nackt und bloß werde ich bald vor Gott stehen! Und ich bin ein böses Weib, ein sehr böses, gottloses Weib all mein Leben gewesen. Und nun soll ich Rechenschaft ablegen von allem, was ich getan habe!“

Bei diesen Worten fing sie bitterlich an zu weinen. Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, fuhr sie fort:

„Einmal, es ist schon Jahre her, kam ich an einer Kirche vorbei, in der gerade gepredigt wurde, und ging hinein. Weshalb, weiß ich selber nicht. Ich war auch bald wieder draußen. Aber ein Wort habe ich da gehört, das ich bis heute nicht vergessen habe. Es war vom Blut die Rede, das von aller Sünde reinigt. O wenn ich das heute noch einmal hören könnte! Sagen Sie es mir, o bitte, sagen Sie es mir, wenn in Ihrem Buch etwas von diesem Blute steht!“

Der Evangelist wußte jetzt, was er zu tun hatte. Er schlug seine Bibel auf und begann, das



. . . In einer Ecke lag auf einem Bündel Stroh eine alte Frau. Als der Fremde eintrat, richtete sie sich auf, heftete ihre Augen mit einem Blick voll quälender Unruhe auf ihn und wiederholte ihre Frage . . .

erste Kapitel aus dem ersten Briefe des Johannes zu lesen. Seine Zuhörerinnen lauschte mit atemloser Spannung, und als er innehielt, rief sie: „Lesen Sie weiter! Lesen Sie weiter!“ So las er auch das zweite Kapitel. Als er damit fertig war, vernahm er ein leises Geräusch hinter sich. Er wandte sich um. Da stand der Mann, der ihn so böse angefahren hatte, und der ihm in das Zimmer seiner Mutter gefolgt war. Er hielt das Gesicht halb abgewandt, aber unser Freund konnte doch sehen, wie ihm die Tränen über die Backen liefen. Aber die Frau ließ ihm keine Muße zu langen Betrachtungen. Sie bat ihn flehentlich, doch weiter zu lesen, und so las er das dritte, vierte und fünfte Kapitel. Erst dann, als der ganze Brief zu Ende war, gab sich die Sterbende damit zufrieden, daß er für diesmal aufhörte. Er mußte ihr aber bestimmt versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen.

So konnte man denn auch am folgenden Tage den Evangelisten neben dem armseligen Lager sitzen sehen, und das ging so weiter, bis sechs Wochen verstrichen waren. Dann starb die Frau. Sie ging aber nicht hin, um dereinst mit den übrigen Toten vor dem großen weißen Thron gerichtet zu werden. Nein, mit glücklichem Herzen ging sie heim zu Jesu, ihrem Heiland, im festen Vertrauen, daß Sein Blut auch sie von allen ihren Sünden gereinigt hatte.

Jeden Tag war der Sohn zugegen gewesen, wenn der Fremde kam, um seiner Mutter vorzulesen. Er hatte nie ein Wort gesprochen, aber es war ihm anzumerken, daß er nicht gleichgültig blieb. Der finstere Ausdruck seines Gesichts war völlig verschwunden.

Nach dem Begräbnis zog er den Fremden beiseite und sagte zu ihm:

„Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte nichts lieber, als den Rest meines Lebens damit zubringen, anderen von dem Blut zu erzählen, das von aller Sünde reinigt.“

Der Evangelist traute seinen Ohren nicht. War es denn möglich? Aber bald hatte er sich überzeugt, daß es dem Mann ernst war mit dem, was er sagte. Das unergründliche Erbarmen, das sozusagen im letzten Augenblick das unglückliche, verzweifelte Weib hinweggerissen hatte von der Grube des Verderbens, hatte auch den Sohn, diesen finsternen, gottfeindlichen Widersacher, überwunden, ihm zugleich aber auch die göttliche Liebe in einer Weise vor Augen gestellt, daß er fortan als ein Bote der Gnade anderen das Heil zu verkündigen beehrte.

Wie übersteigt doch die göttliche Liebe in Wahrheit alles Verstehen und Erkennen! Gottes Liebe war es gewesen, die den Evangelisten in jenes verkommene Haus und an das Bett der armen Sünderin führte. Sie hatte schon einmal, vor Jahren, zu dem Weibe geredet, aber keine Antwort gefunden. Aber sie war dadurch nicht zurückgestoßen worden. Sie hatte gesucht, viele Jahre hindurch, und endlich hatte sie gefunden. Und Gottes Liebe war es gewesen, die das starre Herz des finsternen Mannes erreicht und ihn aus einem Feinde Christi zu einem Diener Seiner Gnade hatte werden lassen.

Hat diese Liebe dir nichts zu sagen, lieber unbefehrter Leser? Achte auf ihre freundliche Stimme! Du weißt mehr von dem Blut, das von aller Sünde reinigt, als jene sterbende Frau. Deine Ver-

antwortlichkeit ist deshalb größer als die ihrige. Das ist ernst. Bedenke es wohl! Geh nicht gleichgültig weiter. Nicht alle finden am Ende ihres Lebens noch einmal Gelegenheit, sich zu bekehren. Manchmal kommt der Tod plötzlich und rafft mitten aus einem Sündenleben hinweg. Wohin? In die ewige Verdammnis, dahin, wo der Wurm der Verdammten nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Heute aber bietet Gott dir noch Gnade an. „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

Gute Werke

Ich tu' mein Bestes. Mehr kann man nicht von einem Menschen verlangen.“ Diese Antwort bekommt man manchmal zu hören, wenn man mit den Leuten über ihr Seelenheil redet. Das stolze Herz will etwas zur Erlangung der Errettung tun! Es gibt Menschen, die sind derart unwissend betreffs der göttlichen Gedanken, daß sie meinen, Gott lege gleichsam ihre „guten Werke“ in die eine Wagschale, und die „schlechten“ in die andere. Wenn nun die guten Werke schwerer wiegen als die schlechten, so sind sie errettet, im umgekehrten Falle verloren. Solche Leute sind aber auch fast immer der Ansicht, sie hätten mehr gute als böse Werke aufzuweisen, und betrügen so sich selbst.

Anderere stellen Vergleiche mit ihren Nächsten an und finden dabei zu ihrer Genugtuung, daß sie nicht schlechter sind als der und jener, ganz gewiß aber besser als viele andere. Was brauchen sie daher zu fürchten?

Wieder andere gibt's — und ihre Zahl ist nicht klein — die überaus eifrig sind in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten. Belehrung und Erziehung haben bei ihnen dahin gewirkt, daß sie völlig überzeugt sind, die gewissenhafte Ausübung der ihnen aufgelegten Zeremonien, ihre Almosen und guten Werke, ihre vielen Gebete und ihr fleißiges Kirchengenhen müßten ihnen am Ende doch den Himmel erschließen.

Aber alles das sind menschliche Meinungen. **Was sagt Gottes Wort?** „Nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme.“ (Eph. 2, 9.)

Der Mensch rühmt sich so gern, und es ist klar, daß, wenn wirklich durch eigenes Tun eine Errettung möglich ist, der eine je nach seinem Tun Grund hat, sich dem anderen gegenüber zu rühmen. Aber der Apostel sagt: „Wo ist denn der Ruhm? Er ist ausgeschlossen worden. Durch was für ein Gesetz? der Werke? Nein, sondern durch das Gesetz des Glaubens. Denn wir urteilen, daß ein Mensch durch **G l a u b e n** gerechtfertigt wird, ohne Gesetzeswerke.“ (Röm. 3, 27. 28.) Diese Worte bezeugen unzweideutig, daß es eine Täuschung ist, wenn jemand meint, auf Werke irgendwelcher Art zur Erlangung der Gerechtigkeit vor Gott vertrauen zu können. Außerdem ist es klar: Wenn ein Mensch etwas zu tun vermag, um sich Gott annehmlich zu machen, so kann er auch mehr tun, und dann hätte Christus nicht in die Welt zu kommen brauchen, um Sünder zu erretten. Folgerichtig schreibt der Apostel daher an die Galater: „Wenn Gerechtigkeit durch Gesetz kommt, dann ist Christus umsonst gestorben.“ (Kap. 2, 21.)

Wenn doch der hochmütige Mensch aufhören wollte, von sich selbst Gutes zu erwarten! Aber wie viele wollen nicht anerkennen, daß in ihnen nichts Gutes wohnt, pochen auf ihr ehrbares Leben und bilden sich wer weiß was auf ihre Werke ein! Ein alter Christ sagte einmal: „Des Menschen gute Werke sind nur schillernde Sünden“. Er hatte recht. Denn „ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen“. Ein Mensch muß von neuem geboren, muß eine neue Schöpfung geworden sein, ehe er Werke tun kann, die Gott gefallen. Er muß ewiges Leben besitzen durch unseren Herrn Jesus Christus. Bis dahin vermag er nur dem Tode Frucht zu bringen.

„Hat Gott Euch nichts gesagt?“

Während des dreißigjährigen Krieges wohnte in einer kleinen deutschen Stadt eine gläubige Witwe, die mit Lebensmitteln, vor allem Grütze, handelte. Eines Tages war sie in großer Sorge. Sie hatte gerade einen größeren Vorrat Grütze eingekauft und all ihr Geld dafür ausgegeben, als die Nachricht kam, ein General Königs Gustav Adolf von Schweden sei mit einem Heere im Anmarsch auf die Stadt. Das war an und für sich eine freudige Nachricht, denn die Schweden kamen als Helfer; aber unsere Witwe wußte aus Erfahrung, daß, wenn die Soldaten im Städtchen Quartier nahmen, alle vorhandenen Lebensmittel beschlagnahmt werden würden. Sie mußte dann auch ihren Grützevorrat hergeben und bekam, dar-

über war sie sich völlig klar, so gut wie nichts dafür. Was sollte dann aus ihr und Frik, ihrem zehnjährigen Söhnchen, werden?

Nachdem sie des Abends wie gewöhnlich sich und ihrem Jungen einen Abschnitt aus Gottes Wort vorgelesen hatte, sagte sie in besorgtem Ton:

„Wie soll das nun werden, wenn jetzt die Soldaten kommen? Sie werden uns unseren ganzen Vorrat nehmen. Wenn der Herr uns nicht hilft, sind wir schlimm daran.“

Frik antwortete nichts, aber der Mutter Worte gingen ihm tief zu Herzen. Er kannte den Herrn Jesus als seinen Heiland und Gott als seinen Vater, und vor dem Zubettgehen kniete er nieder und betete in aller Einfachheit, Gott möge doch dem fremden General sagen, daß er der Mutter nichts aus dem Laden holen dürfe. Darauf schlief er ruhig und unbesorgt ein, während die Mutter sich noch lange mit ihren Sorgen quälte und keinen Schlaf finden konnte.

Am nächsten Morgen erschien, wie die Mutter gefürchtet hatte, ein Offizier mit mehreren Soldaten im Laden und brachte den Befehl, binnen vier Stunden sämtliche Lebensmittel im Rathause abzuliefern.

Die arme Witwe seufzte und ließ den Kopf hängen. Frik aber ging auf den Offizier zu, sah ihm fest in die Augen und fragte: „Mein Herr, hat Gott Euch nichts gesagt?“

Der Offizier schaute den Knaben erst ganz erstaunt an, dann mußte er lachen und rief:

„Was fällt dir ein, Junge? Was sollte Gott mir denn gesagt haben?“

„Daß Ihr keine Eßwaren aus diesem Laden holen dürft“, gab Friß zurück.

„Nein“, versetzte der Offizier ernst, „davon hat Gott mir nichts gesagt.“

Friß wurde einen Augenblick verlegen, dann aber kam ihm ein neuer Gedanke.

„Seid Ihr denn nicht der General?“ fragte er.

„Nein, das nicht“, lautete die Antwort.

„Wollt Ihr mich denn zum General bringen?“

„Aber, Friß, Friß!“ rief die Mutter erschrocken.

Der Offizier, der selbst Kinder hatte, und dem die frische Art des Knaben gefiel, winkte der Mutter beruhigend zu und fragte:

„Was willst du denn bei dem General?“

„Ihn fragen, wonach ich auch Euch gefragt habe, denn ich denke, Gott hat zu ihm gesprochen und nicht zu Euch.“

Dem Offizier machte die Sache Spaß. Gespannt, was daraus werden würde, sagte er:

„Gut, wenn du den General sprechen willst, will ich dich zu ihm bringen. Mach dich fertig, mit mir zu gehen. Ich komme gleich wieder und hole dich ab.“

Damit ging der Offizier. Die Mutter war ganz entsetzt ob der Kühnheit ihres Kindes und begann zu weinen, aber Friß sagte:

„Sei doch still, Mutter. Gott hat es sicher dem General gesagt.“

Eine Stunde später stand Friß im Empfangssaal des Generals, wo eine vornehme Gesellschaft versammelt war: der General selbst sowie eine Anzahl anderer hoher Offiziere, und weiter der Bürgermeister mit den Ratsherren.

Jetzt wurde es unserem Helden doch etwas bänglich zumute. Sein Mut wuchs erst wieder, als er unter den Anwesenden den ihm gut bekannten und wohlgesinnten Pfarrer Lange bemerkte.

Der Offizier, in dessen Begleitung Frik gekommen war, flüsterte dem General etwas zu, worauf dieser den Kleinen von Kopf bis zu Fuß musterte und dann freundlich fragte:

„Wer bist du, und was willst du?“

Frik schaute den Frager mit seinen blauen Augen unerschrocken an und antwortete:

„Ich heiße Frik Hetlieb und möchte gern wissen, ob Gott nichts zu Euch gesagt hat.“

Der General sah nicht weniger erstaunt aus als vorher sein Offizier. „Was sollte Gott mir denn gesagt haben?“ fragte er.

„Daß Ihr die Grütze aus Mutters Laden nicht wegholen sollt. Denn Mutter ist eine arme Witwe und hat kein Geld, um andere zu kaufen.“

„Nein, das hat Gott mir nicht gesagt“, erwiderte der General in bestimmtem Ton.

Frik geriet in große Verlegenheit. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Doch nahm er noch einmal allen Mut zusammen und wiederholte mit Nachdruck und großem Ernst:

„Ist das wirklich wahr, Herr General? Hat Gott Euch wirklich nichts gesagt?“

Der General wurde ungeduldig und wollte eine kurze Erwiderung geben. Doch da trat Pfarrer Lange auf ihn zu, blätterte einen Augenblick in seiner großen Bibel, die er stets bei sich trug, und sagte:

„Ja, Herr General, Gott hat Euch in der Tat etwas gesagt. Hört, was in Seinem Wort geschrie-

ben steht: „Keine Witwe und Waise sollt ihr bedrücken. Wenn du sie irgend bedrückst, so werde ich, wenn sie irgendwie zu mir schreit, ihr Geschrei gewißlich erhören; und mein Zorn wird entbrennen, und ich werde euch mit dem Schwerte töten, und eure Weiber sollen Witwen und eure Kinder Waisen werden.“ (2. Mose 22, 22—24.)

Der General hatte mit ehrerbietig gesenktem Kopf zugehört, Fritz aber rief voller Freude:

„O ich wußte wohl, daß Gott Euch etwas gesagt hat. So ist es doch wahr!“

Freundlich legte der General dem Kind die Hand auf die Schulter und sagte ernst:

„Wir alle müssen Gott gehorsam sein. Geh getrost nach Hause, mein Junge, und beruhige deine Mutter!“

Das ließ Fritz sich nicht zweimal sagen. So schnell er konnte, rannte er nach Hause und rief schon von weitem der Mutter, die besorgt nach ihm ausschaute, zu:

„O Mutter, Gott hat wirklich dem General gesagt, daß er uns nichts fortholen darf!“

Wenn die Not am größten . . .

Als Hudson Taylor sich auf seiner ersten Reise nach China befand, wurde das Schiff, auf dem er segelte, vielfach durch Windstille und widrige Winde in der Fahrt gehemmt.

Einmal näherte man sich einer Insel, die von Kannibalen bewohnt wurde. Gerade um diese Zeit ließ der Wind wieder nach, und das Schiff trieb auf der spiegelglatten Fläche langsam der verhängnis-

vollen Küste zu. Schon konnte man die Insulaner am Lande beobachten, wie sie eifrig Vorbereitungen trafen, um den Fremden einen schauerlichen Empfang zu bereiten.

Der Kapitän kam in seiner Not zu dem Missionar und sagte:

„Sie glauben ja, daß Gott Gebete erhört. Rufen Sie Ihn an! Wenn Ihr Gebet uns nicht hilft, sind wir verloren.“

„Ich will beten“, erwiderte Hudson Taylor, „doch nur unter der Bedingung, daß Sie alle Segel setzen lassen, um den Wind aufzufangen, den Gott senden wird.“

Der Kapitän war kein gläubiger Mann. Er wollte sich nicht lächerlich machen und die Segel bei völliger Windstille entfalten. Der Missionar aber erklärte, er werde nicht eher beten, als bis der Kapitän sich auf die Erhörung seines Gebets eingerichtet habe.

Näher und näher trieben sie der Küste zu. Da endlich willfahrte der Kapitän in seiner Angst dem Wunsch des Fahrgastes, obwohl noch kein Lüftchen wehte. Hudson Taylor zog sich jetzt in seine Kabine zurück und legte dem Herrn die gemeinsame Not dar. Während er noch betete, klopfte es laut an seine Tür. Der Kapitän stand draußen und rief:

„Beten Sie noch immer um Wind? Sie können getrost aufhören, denn wir haben mehr, als wir zur Zeit brauchen.“

Es war so. Im Augenblick der höchsten Gefahr, als das Schiff sich schon ganz nah am Lande befand, war ein heftiger Wind aufgekommen, der das Fahrzeug auf die hohe See zurücktrieb.

Wie Johann R. ein anderer Mensch wurde

Es war um die Pfingstzeit. Ich hatte mich für ein paar Tage von meinem Geschäft beurlauben lassen, um einer Bibelbetrachtung beizuwohnen. Gern wäre ich bis zum Schluß der kleinen Konferenz geblieben, aber eine mir selbst unerklärliche Unruhe trieb mich früher nach Hause zurück. Der Grund wurde mir bald klar.

Raum in mein Kontor zurückgekehrt, erfuhr ich, daß zwei Männer, die bei einem für unser Werk tätigen Unternehmer arbeiteten, hatten entlassen werden müssen, weil sie sich ohne Erlaubnis von ihrer Arbeitsstätte entfernt hatten und erst nach Tagen in betrunkenem Zustande zurückgekehrt waren. Mit aufrichtiger Betrübniß hörte ich, daß der eine der beiden ein mir gut bekannter jüngerer Mann namens Johann R. war, dessen Vater, ein durchaus achtenswerter Mensch, selbst viele Jahre lang treu und fleißig gearbeitet hatte.

Ich begab mich sofort zur Baustelle und erfuhr, daß der erhaltene Bericht nur zu sehr der Wahrheit entsprach. Johann R. hatte mit Schimpf und Schande entlassen werden müssen. Ich legte Fürsprache für ihn ein, unter Hinweis darauf, daß ich ihn seit Jahren als einen ordentlichen und fleißigen Menschen kenne, und daß er meiner Ansicht nach nur durch schlechten Verkehr auf den Abweg gebracht worden sein könne. Aber was ich auch sagen mochte,

die Vorgesetzten blieben unerbittlich. Ihre Antwort lautete: „Für uns ist R. erledigt. Er ist bei weitem der Schlimmere von beiden.“ Unglücklicherweise wurde dieses Urteil durch meinen eigenen Inspektor bestätigt, der mir kopfschüttelnd erzählte, er habe noch nie in seinem Leben solch häßliche Redensarten gehört, wie sie über R.'s Lippen gekommen seien.

Kurz darauf sah ich die beiden Übeltäter daherkommen. Sie wollten sich ihre Werkzeuge holen. Johann R. sah mich, warf mir einen scheuen Blick zu, senkte den Kopf und ging stumm an mir vorüber. Es gelang mir indessen, ihn noch unter vier Augen zu sprechen.

„Johann“, fragte ich ihn, „mußte es so weit kommen?“

Er biß sich auf die Lippen, und ich merkte, wie er mit den Tränen kämpfte.

„Sprechen Sie nicht mit mir, Herr —“, stammelte er. „Es ist zu spät. Es ist jetzt zu spät.“

Trotz aller Anstrengungen, sich zu beherrschen, schossen ihm die Tränen in die Augen. Wieder und wieder kam es stammelnd über seine Lippen: „Sprechen Sie nicht mit mir. Es ist jetzt zu spät.“ So verließ er mich, und ich wußte nicht, was ich dem armen Menschen weiter sagen, oder wie ich ihm helfen sollte.

Nach dem Mittagessen machte ich wieder einen Gang durch die Werke. Als ich zu meinem Kontor zurückkehrte, sah ich Johann und seinen Gefährten, ihre Werkzeugsäcke über der Schulter, davongehen. Ich beeilte mich ihnen näher zu kommen, rief Johann an und fragte ihn, ob ich ihn nicht für ein paar Minuten in meinem Kontor sprechen könne.

Damit ging ich ins Kontor und wartete hier unter Gebet ab, ob er meiner Bitte entsprechen werde oder nicht. Wie dankbar war ich, als ich seine Tritte auf der Treppe hörte! Nachdem ich die Tür hinter ihm geschlossen und ihn zum Sitzen aufgefordert hatte, sprach ich als Mann zum Mann mit ihm, wies ihn auf seine Eltern hin, auf die Schande, die er auf ihren ehrlichen Namen bringe, sowie auf seine junge Frau und sein kleines Kind. Er brach völlig zusammen und rief unter Schluchzen: „O Gott! meine arme Frau! O Gott! mein kleiner Liebling!“ Sein Schmerz schien aufrichtig zu sein, und er tat mir von ganzem Herzen leid. Ich erfuhr jetzt, daß er schon seit etwa einem halben Jahr ab und zu getrunken habe, daß es aber in all der Zeit nie auch nur im entferntesten so weit gekommen sei wie in den letzten Tagen. Da hatte er, durch seinen Freund verführt, innerhalb drei Tagen für viele hundert Mark vertrunken.

Ich brachte dann das Gespräch auf andere Dinge, erzählte ihm von Gottes Liebe zu den verlorenen Sündern und von der Dahingabe Seines eigenen Sohnes für unsere Schuld. Johann hatte offenbar ein tiefes Gefühl über seine Sünde, war aber außerstande, den vollen Sinn meiner Worte zu erfassen. Er fühlte sich kraftlos, der an ihn herantretenden Versuchung zu widerstehen, und wagte auch nicht zu glauben, daß Gott, wenn er Sein Heil annehme, seine Stärke sein werde. Als ich ihn schließlich fragte, was er zu tun gedenke, wenn sein Freund ihn aufs neue zum Trinken verführen wolle, schrie er ganz verzweifelt, er müsse dann trinken. „Ich habe gar keinen Willen mehr“, setzte

er traurig hinzu. — Welch ein elendes Geschöpf ist doch der Mensch, der sich durch seine Schuld in Satans Hand gegeben hat!

Zu meiner Freude gelang es mir, wenigstens ein Versprechen von dem unglücklichen Manne zu bekommen. Er versprach mir, nicht mit seinem Freund die Gegend zu verlassen, wie sie bereits miteinander abgemacht hatten. Ich wußte, daß, wenn er unter dem Einfluß dieses Mannes blieb, nach menschlichem Urteil Satans Sieg über ihn vollkommen sein würde. Außerdem versprach Johann mir, am nächsten Abend in meine Wohnung zu kommen und an der Bibelstunde teilzunehmen, die ich regelmäßig an diesem Abend hielt. Nachdem ich darauf noch mit ihm und für ihn gebetet hatte, ging er fort.

Am nächsten Abend wartete ich voller Spannung auf sein Erscheinen. Aber er kam nicht. Ich war tief enttäuscht. Da ertönte noch einmal die Hausglocke. Draußen stand Frau R. Sie bestellte, daß es Johann sehr leid tue, nicht kommen zu können, aber er fühle sich nicht wohl genug. Das viele Trinken hatte ihn offenbar krank gemacht. Hierfür war ich sehr dankbar, denn wie die Frau mir sagte, hatte der Freund ihres Mannes den ganzen Tag um das Haus herumgelungert und immer wieder gefragt, wo Johann doch bleibe. Schließlich, als er merkte, daß er nicht zum Ziel kam, war er weggegangen. So war Gott dem unglücklichen Mann zu Hilfe gekommen. Seine arme Frau war sehr bewegt, als sie von den Erfahrungen der letzten Tage erzählte. Wie sie sagte, hatte sie erst jetzt erkannt, daß Johann „nicht an Gott

glaube“. Denn sein neuer Freund, dessen Willen er nicht zu widerstehen vermochte, war Anarchist und Atheist zugleich.

Beim Abschied sagte ich der Frau, ich würde mich freuen, Johann am nächsten Tage in meinem Kontor zu sehen. Sie versprach, alles zu tun, um ihn zum Kommen zu veranlassen.

Als ich am folgenden Tage ins Geschäft kam, wartete Johann bereits auf mich. Er war völlig nüchtern. Mit Aufmerksamkeit und Bewegung hörte er auf das, was ich ihm zu sagen hatte. Mit Freuden beobachtete ich, daß Gott in seinem Herzen wirkte. Er weinte Tränen ernster Reue über seine Sünden. Ich erzählte ihm daraufhin, welcher einen schrecklichen Tod Jesus gestorben sei um unserer Sünden willen, wie Er am Kreuz „zur Sünde gemacht worden sei, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. Diesmal brach er zusammen in der Erkenntnis dessen, was die Sünde in Gottes Augen ist. Er sank auf die Kniee und schrie um Gnade. Als er sich erhob, war er eine „neue Schöpfung“ geworden. Das Alte war vergangen, und alles war neu geworden.

Johann bekannte mir darauf aus freien Stücken und mit tiefer Beschämung, wie er seine Borgesehter geärgert und auf alle mögliche Weise beleidigt habe, und sprach seine Bereitwilligkeit aus, sie um Verzeihung zu bitten. Das tat er auch. Seine Bitten um Vergebung machten Eindruck, und die Unternehmer fanden sich nach anfänglichem Widerstreben schließlich sogar bereit, Johann aufs neue einzustellen.

Keiner hat je Grund gehabt, diese Bereitwillig-

keit zu bereuen. Das Zeugnis war einstimmig, daß Johann ein ganz und gar anderer geworden war. Seine Vorgesetzten waren so zufrieden mit ihm, daß die Unternehmer ihn, als die Arbeit auf unserem Werk zu Ende war, sofort für eine andere Arbeit verpflichteten.

Johann hat auch noch das Vorrecht gehabt, für den Namen seines Herrn Schmach leiden zu dürfen. Als er seine neue Tätigkeit bei einer Hafenarbeit antrat, wurde er von vier Männern, mit denen er zusammen arbeiten sollte und die von seiner Befeuerung gehört hatten, empfangen. Diese Männer fragten ihn, ob er nicht lieber dahin zurückkehren wolle, von wo er komme, da sie keine „Bibel-pauer“ in ihrer Mitte brauchen könnten. Johann ließ sich jedoch durch die spöttischen Redereien nicht beirren. Er begann seine Arbeit und vollendete sie auch. Seine Mitarbeiter quälten und plagten ihn, wie und wo sie nur konnten, nahmen ihm seine Gerätschaften weg, wenn er zum Essen ging, und dergleichen. Doch Johann ging still seinen Weg weiter und gab dem Feind keinen Anlaß zur Lästerung.

Bei einer späteren Gelegenheit hielt er es nach langem und schwerem Kampf für richtiger, seine Stelle aufzugeben, da seine Kameraden zu sehr dem Trunk ergeben waren und Reden führten, die er nicht länger ertragen konnte.

Ich erfuhr alles das durch gelegentliches Fragen. Von selbst erzählte er nie davon. Noch heute ist Johann ein glücklicher Christ, dessen Stärke seine Freude am Herrn ist.

„Jakob, willst du an Ihn glauben?“

Im Wirtshause zum „Goldenen Fäßchen“ stand meine Wiege, so erzählt ein Seemann. Mein Vater war ein Mann, wie die Wirte meist zu sein pflegen. Er brüstete sich manchmal damit, daß er nie zur Kirche gehe, höchstens gelegentlich einer Kindtaufe oder Beerdigung. Meine Mutter war ernster veranlagt. Sie scheute sich sogar nicht, unter Umständen einen weiten Weg zu machen, um einer Verkündigung des Wortes Gottes beizuwohnen. Sie suchte auch uns Kinder so gottesfürchtig zu erziehen, wie das in einem Wirtshause möglich war.

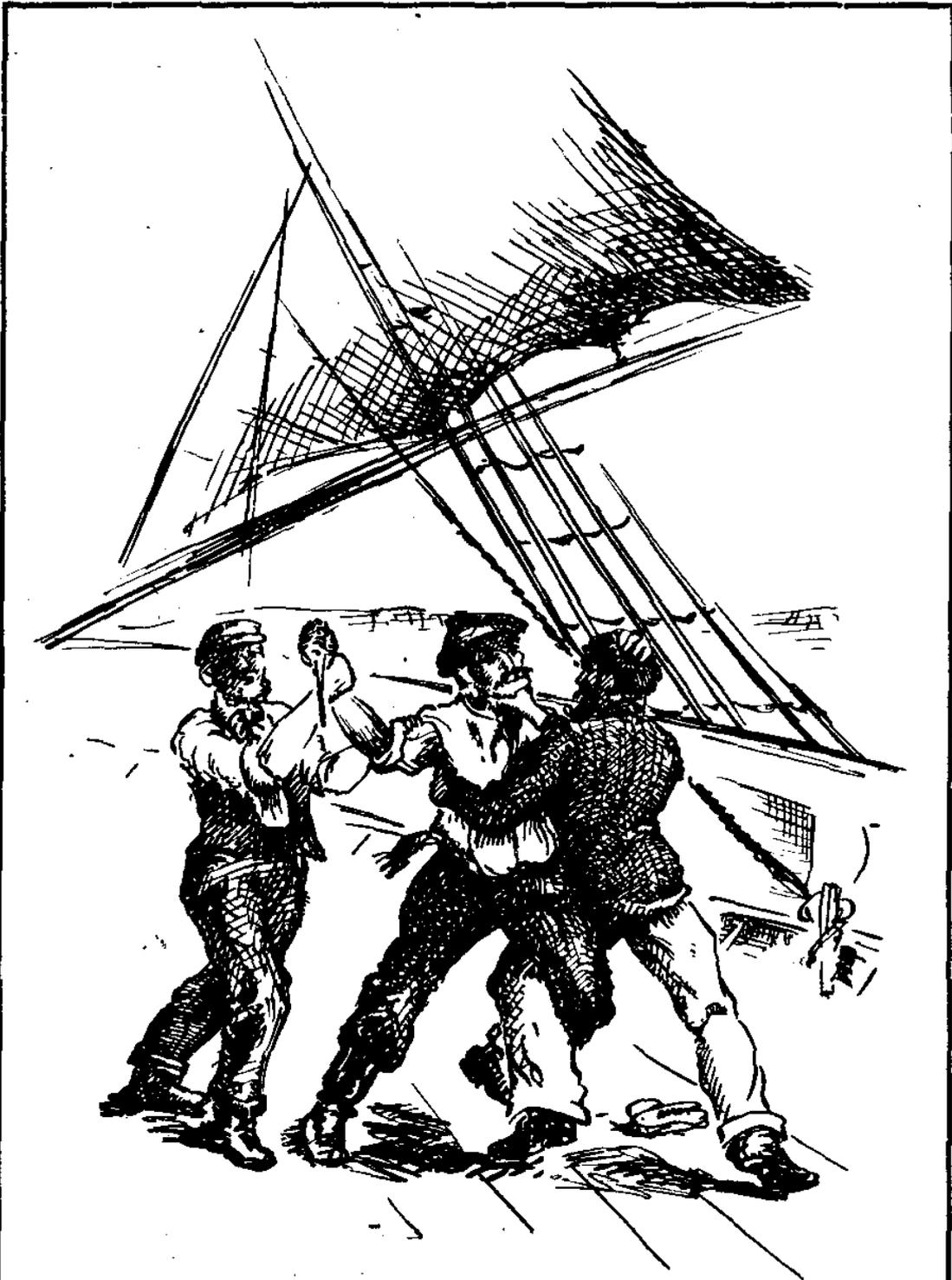
Als ich älter wurde, trat ich in ein Eisengeschäft ein. Ich war damals ein recht eigenwilliger und ungezogener Junge. Meine Mutter war allezeit viel zu nachgiebig uns Kindern gegenüber gewesen. Wir hatten eigentlich alles tun dürfen, was wir wollten. Wir hatten tanzen gelernt, hatten das Theater besucht und hatten so ziemlich alles mitgemacht, wonach es die Jugend gelüstet. Allerdings waren wir auch zur Sonntagschule gegangen, aber ich wenigstens war ohne tiefere Eindrücke geblieben. Als ich ins Geschäft kam, hatte ich noch mehr Gelegenheit, dem Vergnügen und der Sünde zu leben. Aber damit noch nicht zufrieden, beschloß ich, heimlich meine Stelle zu verlassen und mir die weite Welt anzusehen. Auf diese Weise hoffte ich, das Leben erst recht genießen zu können.

Ich ging zur See. Ein Kapitän, der Ladung nach Valparaiso hatte, nahm mich als Schiffsjunge mit. Ich traf es bei diesem Manne, wie ich es ver-

dient hatte. Er war ein grausamer Mensch, der das geringste Versehen mit rücksichtsloser Härte bestrafte. Oft genug mußte ich mir eine mehr als unliebsame Begegnung mit dem Tauende gefallen lassen.

Ich kann nun nicht im einzelnen beschreiben, was mir im Laufe der Jahre bei meinen Seereisen alles begegnete. Oft entging ich nur wie durch ein Wunder dem Tode. So entsinne ich mich eines schrecklichen Sturmes in der Nähe von Kap Horn. Unser Schiff hatte viel zu viel geladen und kämpfte schwer gegen Sturm und Wogen. Eine Sturzsee ging über Deck, die das ganze Schiffsgerät mitfortriß, eine andere folgte, und eine dritte füllte das Schiff derart mit Wasser, daß das Schlimmste zu befürchten stand. Ich hielt mich im Tafelwerk fest, glaubte aber bestimmt, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Denn eine solche See konnte das schwer beladene Schiff unmöglich lang aushalten. Ich fühlte, daß ich verloren war. Ich war nicht darauf vorbereitet, einem heiligen Gott zu begegnen, und mit dem sinkenden Schiffe würde meine Seele rettungslos in den Abgrund fahren. Ganz merkwürdigerweise aber ließ der Sturm plötzlich nach. Wir waren gerettet. Ich dankte Gott aus tiefstem Herzen. Dieser Vorgang diente dazu, das Gefühl in mir zu vertiefen, daß es anders mit mir werden müsse.

Ein anderer Vorgang machte noch tieferen Eindruck auf mich. Ich war mit einem Spanier in Streit geraten. Wir hatten einander fest gepackt. Da gelang es meinem Gegner, seinen Dolch zu ziehen. Er war im Begriff, mir die scharfe Waffe in die Brust zu stoßen, und ich wäre sicher nicht lebendig davon gekommen, wenn nicht im entschei-



. . . Ich war mit einem Spanier in Streit geraten. Wir hatten einander fest gepackt. Da gelang es meinem Gegner, seinen Dolch zu ziehen. Er war im Begriff, mir die scharfe Waffe in die Brust zu stoßen . . .

den Augenblick ein dritter Kamerad dem Wütenden in den Arm gefallen wäre. So wurde ich gerettet. Auch dieses Ereignis bewies mir, daß Gott gnädig ist.

Das Gefühl über meinen verlorenen Zustand wurde mit der Zeit immer mächtiger in mir. Ich überlegte, auf welche Weise ich es möglich machen könnte, mir einen Platz im Himmel zu sichern. Ich versuchte mich innerlich und äußerlich zu bessern. Er-
 tappte ich mich bei bösen Gedanken, so verurteilte ich sie. Entfuhr mir einmal ein Fluch, so machte mich das für mindestens eine Woche ganz unglücklich. Oft dachte ich an die Stunden in der Sonntagschule zurück und suchte mich an das damals Gehörte zu erinnern. Leise summte ich dann wohl die alten lieben Kinderlieder vor mich hin, immer darauf bedacht, daß meine Kameraden mich nicht hörten, denn ich fürchtete ihren Spott. Ich kann wohl sagen, ich tat alles, um ein besserer Mensch zu werden, aber ich hatte wenig Glück damit. Ach! ich war noch nicht mit mir selber zu Ende gekommen, ich hatte mich noch nicht mit Gottes Augen gesehen, als einen rettungslos verlorenen Sünder. Aber Gott, der das gute Werk in mir angefangen hatte, führte es auch zu Ende.

Ich befand mich in Chile und wurde hier mit einer Anzahl jüngerer Seeleute bekannt. Es waren durchweg sorglose, ja, leichtsinnige Burschen. Vier von uns nahmen Dienst bei einem Spanier, der die Küste entlang nach Caldera fahren wollte. Die Heuer für einen Monat hatten wir schon in der Tasche. Da kam einem von uns ein toller Einfall. Er machte den Vorschlag, wir sollten uns mit dem

Geld aus dem Staube machen; und wir anderen willigten ein. Aber der Spanier ließ uns nicht so ohne weiteres ziehen. Er machte Anzeige bei der Polizei, und es dauerte nicht lange, da saß sie uns auf den Fersen. An Widerstand war nicht zu denken. Die Beamten waren bis an die Zähne bewaffnet, und wir hatten keine Waffen, als höchstens ein kräftiges Messer. Gar schnell hatte man uns zurückgebracht. Als man uns ins Gefängnis einlieferte, dachte ich bei mir: Wo soll dies alles enden? Im Geist sah ich meine liebe Mutter vor mir stehen und mit entsetztem Blick auf ihren so tief gefallenem Sohn schauen. Da brach ich zusammen.

Es war Gottes Geist jetzt wirklich gelungen, mich zur Einsicht zu bringen. Ich sah mich, wie ich es nie zuvor getan hatte, als einen schuldigen Sünder, für den es nichts gab als ewige Verdammnis. Ich weinte, wie ich nie geweint hatte. In diesem Augenblick erinnerte ich mich der Geschichte des verlorenen Sohnes, und ich beschloß, es ihm gleich zu machen, zu Gott umzukehren und zu Ihm zu sagen: „Ich habe gesündigt“.

Sobald es mir möglich war, kehrte ich in meine Heimat zurück. In P., meiner Vaterstadt, fanden gerade regelmäßige Evangeliumsversammlungen statt. Da meine Eltern nicht mehr lebten, kehrte ich bei einer befreundeten Familie ein, von der mehrere Glieder den Herrn Jesus als ihren Heiland kannten.

Eines Abends nach beendeter Versammlung saßen wir zusammen. Da fragte mich Frau N., eine der kürzlich Befehrten, ob ich errettet sei.

„Errettet!?“ erwiderte ich. „Nein, das kann kein Mensch vor seinem Tode wissen. Erst wenn er vor Gottes Gerichtsschranken steht, wird er über diese Frage Klarheit empfangen.“

„O!“ rief Frau N., „da bist du aber im Irrtum! Ich und August (ihr Mann), und auch Marie, wir alle wissen, daß wir errettet sind.“

Manu, dachte ich bei mir, müssen das aber gute Leute sein, daß sie das so genau wissen!

„Möchtest du nicht auch errettet werden?“ fragte Frau N. nach einer Pause aufs neue.

Diese Frage konnte ich getrost bejahen. Sehnte ich mich doch schon lange nach Sündenvergebung und Frieden.

„Glaubst du, daß du ein Sünder bist?“

„Ganz gewiß tue ich das.“

„Dann wisse, daß Jesus für dich gestorben ist, denn es steht geschrieben: „Gott erweist Seine Liebe gegen uns darin, daß Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist“. Auch für dich ist Er also gestorben. Er ist auf diese Erde gekommen, um auch für dich Sühnung zu tun. Und was Er vorhatte, hat Er ausgeführt, denn Seine letzten Worte waren: „Es ist vollbracht!“ Somit bleibt für dich nur übrig, den Nutzen aus dem zu ziehen, was Seine Liebe für dich getan hat. Noch heute abend, während du da in dem Sessel sitzt, kannst du die Gewißheit deiner Errettung erlangen. Alles ist vollbracht. Du brauchst nur zu kommen und zu nehmen.“ Bei diesen Worten nahm sie ihre Bibel zur Hand und las die bekannte Stelle aus Joh. 3, 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen

eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Ich vermochte nicht sogleich eine Antwort auf diese Ausführungen zu finden. Sollte es wirklich möglich sein, daß auch für mich, den verdammungswerten Sünder, das Werk bereits vollbracht war? Sollte ich so, wie ich hier saß, zu Jesu gehen und durch den einfachen Glauben an Ihn Heil und Errettung finden können? Das war ja viel zu wunderbar, um wahr zu sein.

„Nein, das ist zu einfach und auch viel zu billig“, meinte ich endlich. Das törichte Herz war noch nicht imstande, einfältig auf Gottes Wort zu bauen, das doch so bestimmt und deutlich erklärt: „Jeder, der an Ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat ewiges Leben“.

Aber Frau N. ließ sich nicht abweisen. Im Ton eines unerschütterlichen Vertrauens entgegnete sie mir: „Gott hat Seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, auf daß Er die Welt richte, sondern auf daß die Welt durch Ihn errettet werde“. Nichts könnte einfacher und klarer sein. Jakob, willst du an Ihn glauben?“

„Ja, ich will“, erwiderte ich. Ich konnte nicht mehr anders.

„So ist's recht“, kam es da wie aus einem Mund über die Lippen aller im Zimmer Anwesenden. „Das halte fest. Wer an Ihn glaubt, geht nicht verloren.“

In jener Stunde hat mein Heiland mich gefunden, und Er hat mich festgehalten bis zu diesem Augenblick.

„Der Ort, genannt Golgatha.“

(Matth. 27, 33)

Der Ort „Golgatha“, das heißt „Schädel“ oder „Schädelstätte“, hat einmal ein auf ewig denkwürdiges Schauspiel geboten, und das war, als der Sohn Gottes dort starb — einen Tod von ganz eigener Art. „Alle Menschen müssen sterben“, heißt es in einem Liede. Und so ist es. Der Tod ist für sie der Sünde Sold, der Lohn ihrer Taten, die natürliche Folge ihres Zustandes. Aber Jesus befand sich nicht in diesem Zustande. Er war „abgesondert von den Sündern“. In Ihm war keine Sünde. Über Ihn hatte der Tod keine Gewalt. „In Ihm war Leben.“ Wenn der Tod Ihn trotzdem antasten durfte, so mußte es damit eine ganz besondere Bewandnis haben.

So war es auch. Er wurde „für uns zur Sünde gemacht“. (2. Kor. 5, 21.) Er, in dem, ja, der selbst das Leben war, hat sich bereitwillig Gott dargeboten, um den Tod für uns zu erleiden, die wir den Tod in uns trugen und rechtmäßig dazu verurteilt waren. Jesus hat sich aus freier Gnade zum Opfer für die Sünde gestellt, und Gott hat dieses Opfer angenommen und Den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht. Die drei Stunden der Finsternis sind ein Beweis für die Annahme dieses Opfers von Seiten Gottes. Denn beim Sterben eines gewöhnlichen Menschen braucht keine Finsternis über die Erde zu kommen. Da ist der Tod ja lediglich die Folge der Entfernung des Menschen von Gott und die Erfüllung des

göttlichen Ausspruchs. Tausende und Abertausende von Menschen sterben jeden Tag, und die Sonne sendet doch unausgesetzt ihre Strahlen auf die Erde, und die ganze Natur nimmt ihren Lauf nach der ihr von Gott vorgeschriebenen Ordnung.

Aber auf Golgatha geschah etwas Neues, noch nie Dagewesenes. Auf Golgatha bot sich Einer zu sterben an, der nicht nur alle Ansprüche auf das Leben in sich vereinigte und in keiner Weise dem Tod ein Schuldner war, sondern der sich selbst „das Leben“ nennen konnte. Und Er tat das, um den zu zerschmettern, der die Macht des Todes hat, d. i. den Teufel.

Bei jedem anderen Sterben rechnet die Sünde mit dem Geschöpf ab. Hier aber rechnete Gott mit der Sünde ab. Und deshalb mußte Gott Seinem Sohn gegenüber einen ganz besonderen Platz einnehmen. Wollte Er das Opfer annehmen, so mußte Er Sünde sehen in Dem, der am Kreuze hing, und mußte sich von Ihm abwenden. Und daß dies geschehen ist, beweist uns die Finsternis. Sie legt Zeugnis ab von der Stellung, die Gott dem ans Kreuz erhöhten Heiland gegenüber eingenommen hat. Sie sagt uns, daß Er Christum, der an Stelle des Sünders, für uns zur Sünde gemacht, dort hing, angenommen hat.

Welch ein Trost ist das für uns! Auf welchem sicheren Boden stellt uns diese Tatsache! Gott hat mit der Sünde abgerechnet. Alle Wogen und Wellen des göttlichen Zornes sind über Den hingegangen, der freiwillig unseren Platz am Kreuz eingenommen hat. Alles zieht sich gleichsam von dem Schauplatz zurück. Nur Jesus und Gottes

Gericht über die Sünde bleiben, nur das Opfer und die Hand Dessen, der Ihn geschlagen hat. Das Opfer ist angenommen.

Ich wiederhole: Welch ein Trost liegt hierin für den schuldbeladenen Sünder, für den, der eingesehen hat, daß er verloren ist! Wie furchtbar diese Stunden der Finsternis für unseren anbetungswürdigen Herrn und für Den, der Ihn also schlagen mußte, waren, ist eine andere Sache. Uns verlorenen Sündern haben sie zum ewigen Leben verholfen. Für uns ist die Finsternis ein Beweis, daß Jesus unseren Platz eingenommen hat, daß Er für uns zur Sünde gemacht und im Gericht von Gott verlassen wurde, mit anderen Worten, daß das Opfer angenommen worden ist.

Aber noch mehr. Nicht nur die Beweise von der Annahme des Opfers finden wir auf Golgatha, sondern auch von der Annahme des Wertes. In dem Augenblick, da Jesus Seinen Geist in die Hände des Vaters befiehlt, wird der erungene Sieg des Lammes Gottes im Himmel, auf Erden und im Hades empfunden. Der Vorhang im Tempel zerreißt von oben bis unten, die Erde erbebt, die Felsen zerreißen, und die Gräfte, die Beweise der Macht des Todes, öffnen sich und geben ihre Gefangenen frei. Nicht länger ist der Zugang zum Thron Gottes Sündern verschlossen. Der Weg ins Heiligtum ist geöffnet. Wer will, darf eintreten, auf dem neuen und lebendigen Wege, den Jesus selbst uns eingeweiht hat. Und auch Tod und Hades müssen den Sieg des Lammes Gottes verkündigen helfen. Die Gräfte tun sich auf, und viele Leiber der entschlafenen Heiligen

werden auferweckt und gehen nach Seiner Auferweckung aus den Gräbern und erscheinen vielen. Selbst die Erde erkennt das Geschehene an. Sie erbebt, und ihre Felsen zerreißen. Das Werk ist vollbracht und angenommen.

Der Leib Jesu wird ins Grab gelegt, aber am dritten Tage steht Er wieder auf. In dieser Auferweckung wurde für alle Zeiten Gottes Siegel dem aufgedrückt, was auf Golgatha geschehen ist.

Wie vollkommen ist das Werk! Wie völlig genügend, um jedem glaubenden Sünder seine ewige Sicherheit zu verbürgen! Wohl uns, die wir an Jesum geglaubt haben! Nicht Tod, nicht Teufel vermögen uns etwas anzuhaben, in alle Ewigkeit nicht. Denn beide sind durch das Werk des Kreuzes besiegt. Gottes Freude aber ist es, einen jeden Sünder in Gnaden anzunehmen, der an Den glaubt, „welcher unserer Übertretungen wegen dahingegeben und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist“. (Röm. 4, 25.)

Das „himmlische Buch“.

Ein gläubiger, im Norden Kanadas wohnender Indianer befand sich mit seinem Sohn auf dem Fischfang, in einer weit von der Heimat der beiden Männer entfernten Gegend. Es war eine mühsame Arbeit. Die Fischer litten stark unter der herrschenden Kälte. Ihre Beute breiteten sie auf einem hohen Gestell aus, um sie so vor der Raubgier der Wölfe und Füchse zu schützen.

Nach einiger Zeit war der Vorrat groß genug, und eines Abends sagte der Alte zu seinem Sohn:

„Morgen früh brechen wir auf und kehren nach Hause zurück. Pack vor allem das „himmlische Buch“ gut ein, damit wir es unterwegs nicht verlieren.“

Der Jüngling gehorchte und packte die Bibel mit einigen Kleidungsstücken zu einem Bündel zusammen. Kurz darauf aber kam sein Oheim zu ihm, der in der Gegend wohnte, und bat, ihm doch das „himmlische Buch“ für kurze Zeit zu leihen, da er gern ein wenig darin lesen wolle. Der junge Mann öffnete darauf sein Bündel wieder, nahm das begehrte Buch heraus und gab es dem Ohm, der es mitnahm in sein Zelt.

Am folgenden Morgen machten Vater und Sohn sich in aller Frühe auf den Heimweg. Die Reise ging auf Schneeschuhen vonstatten und dauerte an diesem Tage achtzehn Stunden. Dann erst gönnten sich die beiden Zeit zu einer warmen, aus Kaninchenfleisch bestehenden Mahlzeit. Nachdem sie darauf gebetet hatten, legten sie sich an einer etwas geschützten Stelle zur Ruhe nieder und schliefen ein paar Stunden.

Am zweiten Tage reisten sie abermals achtzehn Stunden lang auf die gleiche Weise wie zuvor. Dann waren sie zu Hause und freuten sich mit den Ihrigen über das reiche Ergebnis des Fischfangs.

Des Abends spät, bevor man sich schlafen legte, forderte der Alte seinen Sohn auf, das „himmlische Buch“ herbeizubringen, um wie gewöhnlich mit der Familie einen Abschnitt zu lesen. Der junge Mann erschrak. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er die Bibel dem Oheim geliehen hatte. Ganz niedergeschlagen antwortete er:

„Ich habe das „himmlische Buch“ vorgestern dem Oheim geliehen und vergessen, es mir wieder-zuholen!“

Auf dem verwitterten Gesicht des älteren Indianers malte sich tiefe Betrübniß. Er konnte nicht ohne das kostbare Buch leben, dessen „Wort seinem Fuße Leuchte und Licht für seinen Pfad“ war. Er sagte nicht viel, aber sein Entschluß war gefaßt.

Am folgenden Morgen stand er früh auf und machte sich auf den Weg zu dem fernen See, um seine Bibel wiederzuholen. Er lief den Tag wieder achtzehn Stunden weit und übernachtete an der gleichen Stelle, an der er mit seinem Sohn übernachtet hatte. Am zweiten Tage legte er dann den Rest des Weges zurück. Die nächste Nacht schlief er im Wigwam seines Bruders, bei dem er das geliebte Buch fand, und zwei Tage später war er wieder daheim.

Der Indianer war ein einfacher Mann ohne viel Wissen. Ob aber nicht gar mancher von uns viel weiter geförderten und so sehr bevorrechteten Gläubigen beschämt das Auge vor ihm niederschlagen muß?

Der rechte Steuermann

Zeitig im Frühjahr, als das Eis eben im Hafen aufgetaut war, lief ein Schiff von Buffalo, der bekannten am östlichen Ende des Eriesees gelegenen Stadt, zur Fahrt aus über den See. Man nahm an, daß die Eisgefahr endgültig beseitigt sei. Als man sich aber dem anderen Ende

des Sees näherte, sah der Kapitän sein Schiff zwischen zwei großen Eisfeldern. Eins lag an der nördlichen kanadischen Seite fest, das andere dagegen trieb langsam, aber sicher auf das Schiff zu. Diese Wahrnehmung versetzte Kapitän und Mannschaft in große Sorge, denn der Untergang schien unvermeidlich. Der Kapitän rief deshalb die Mitreisenden und die von der Mannschaft, die an Deck entbehrlich waren, in die Kajüte und erklärte ihnen, um was es sich jetzt für sie alle handle. Obwohl er keineswegs ein gläubiger Mann war, sagte er:

„Wir sind in Gottes Hand. Greift Er nicht ein, so gibt's keine Rettung für uns. Wenn einer von Ihnen beten kann, so möge er es tun.“

Da trat der Obersteuermann, der ein Kind Gottes war, vor, entblößte sein Haupt und betete laut um Hilfe für das Schiff. Nach dem Gebet gingen Kapitän und Obersteuermann wieder an Deck, und was sahen sie da? Der Wind hatte sich gedreht, und statt daß die Wellen die gefahrdrohenden Eismassen auf sie zuwälzten, trieb der Wind das Schiff jetzt sicher durch den noch offen gebliebenen Kanal hindurch. Angesichts dieses sichtlichen Eingreifens von seiten Gottes zogen die beiden Männer tief ergriffen ihre Mützen. Dann fragte der Obersteuermann, indem er auf die fast segellosen Schiffsmasten blickte:

„Soll ich einige Segel setzen lassen, Kapitän?“

„Nein“, erwiderte dieser, „lassen Sie alles, wie es ist. Ein Anderer hat die Leitung des Schiffes in die Hand genommen.“

Der Beste Freund

Die Geschichte, die ich erzählen möchte, hat sich in Australien zugetragen, aber sie handelt nicht etwa vom „Busch“ und den Australnegern, sondern von den Erfahrungen einer jungen, vornehmen Jüdin.

Sie hieß mit Vornamen Marie, war die Tochter eines reichen Mannes, war schön und feingebildet und — unglücklich. Marie hatte nämlich nach anfänglich starkem Widerstreben ihrer Eltern schließlich deren Erlaubnis zur Verlobung mit einem jungen Mann erhalten, der nicht jüdischer Abstammung war. Als sie aber ihren Verlobten näher kennen lernte, mußte sie zu ihrem unsäglichen Schmerz entdecken, daß seine Gesinnung und sein Leben von einer Art waren, die eine Verbindung unmöglich machte. Sie brach daher alle Beziehungen zu ihm ab, wurde aber infolge der Aufregungen und inneren Kämpfe so krank, daß die Ärzte für ihr Leben fürchteten.

In dieser Zeit wünschte das arme junge Mädchen den Tod herbei, da das Leben jeden Reiz für sie verloren hatte. Der Gott der Liebe aber hatte andere Gedanken über sie. Er ließ sie wieder gesund werden. Nach vielen Wochen konnte sie das Bett verlassen. Zur Stärkung ihrer Gesundheit sandten die Eltern sie nach St. Kilda in der Nähe von Melbourne. Hier war es, wo eine große Veränderung mit ihr vorgehen sollte.

Als Marie eines Tages einsam den Strand entlang wanderte und über das endlose blaue Meer hinblickte, ergriff sie ein solch tiefes Gefühl des Verlassenseins, daß sie, der Verzweiflung nahe, sich fragte, weshalb sie überhaupt noch am Leben bliebe. Das Leben hatte ja für sie nur Bitterkeiten und Enttäuschungen und keinerlei Genuß. War es da nicht besser, ihm auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen?

Mit diesen Gefühlen und Gedanken im Herzen kehrte Marie ins Hotel zurück. Auf der Treppe begegnete ihr eine andere junge Dame, der die auf ihren Zügen liegende tiefe Schwermut auffiel. Sie konnte nicht anders, als die Jüdin nach dem Grund ihres Kummers fragen. Die Art und Weise, wie sie das tat, war so zart und einnehmend, daß es Marie zu Herzen ging. Bereitwilligst gab sie Auskunft über ihre innere Not und bekannte der Fremden, sie sei in Verzweiflung und könne nicht mehr weiter leben. Das Leben sei überhaupt nicht wert, gelebt zu werden.

„Meinen Sie wirklich?“ versetzte die Fremde freundlich. „Da bin ich anderer Ansicht. Ich finde es wohl der Mühe wert zu leben.“

Ein Blick, der zwischen Bewunderung und Zweifel die Mitte hielt, traf die Sprecherin. Dann sagte Marie zögernd:

„Da müssen Sie wohl ein besonderes Geheimnis haben. Ich wünschte, ich könnte Ihnen recht geben.“

„Ich habe auch ein Geheimnis. Ich besitze nämlich einen Freund, der all meinen Kummer kennt, der mich von jeder Unruhe befreit, der der Gefährte meines Lebens ist, mein Alles!“

„O hätte ich doch auch einen solchen Freund!“

„Sie können Ihn haben. Ich will Ihnen ein kleines Buch geben, aus dem Sie Ihn kennen lernen können. Wollen Sie es lesen?“

„Alles will ich tun, wenn ich dadurch nur glücklicher werden kann!“

„Gut. Warten Sie einen Augenblick! Ich will Ihnen das Buch holen.“

Damit eilte sie fort. Bald kam sie mit einem einfach gebundenen Band wieder, den sie der jungen Israelitin mit den Worten überreichte:

„Hier ist das Buch, aus dem Sie meinen Freund kennen lernen können. Möge es Ihnen zum Segen werden!“

Berwundert las Marie den Titel: „Das Neue Testament“. — Was mochte das für ein Buch sein?

„Davon habe ich noch nie gehört“, sagte sie zu der freundlichen Spenderin.

„Wollen Sie mir versprechen, das Buch zu lesen?“

„Ja, sicher.“

Marie begann sofort zu lesen. Ihr Auge fiel auf bekannte Dinge, denn das Buch begann mit den Worten: „Buch des Geschlechts Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams“.

Bei dem Namen „Jesus Christus“ lief ein Schauer über ihren Rücken. Das war ja der Name des Verfluchten, des Verführers, der einst unter ihrem Volk aufgestanden war. Es war der Name, den sie nicht auf ihre Lippen nehmen, den sie nicht vor Augen dulden, für den es keinen Platz in ihrem Herzen geben durfte!

Und da stand dieser Name auf einer Linie mit dem Namen Abrahams, des Stammvaters ihres Geschlechts, des so hoch geehrten und gepriesenen Mannes,

sowie mit dem Namen Davids, des großen Königs! Und als sie das ganze Geschlechtsregister las, fand sie noch eine ganze Reihe ruhmvoller, ihr gut bekannter Namen.

Durfte sie weiterlesen? Wie gut erinnerte sie sich der Ermahnungen und Drohungen ihrer Eltern über diesen Punkt! O sie war allezeit eine gelehrige Schülerin gewesen. Aber trotzdem zauderte sie, das verbotene Buch aus der Hand zu legen. Ihre Religion hatte noch nie vermocht, ihr Herz zu befriedigen. Sie hatte ihr nicht geholfen in den schweren Kämpfen der letzten Monate. Wenn die Dame nun recht hatte und das Buch ihr helfen konnte!

Sie las weiter, bis sie an den 21. Vers kam: „Und sie wird einen Sohn gebären, und du sollst Seinen Namen Jesus heißen; denn Er wird Sein Volk erretten von ihren Sünden“.

Da hielt sie aufs neue ein. „Sollte das der Freund sein, von dem sie sprach?“ fragte sie sich. „Sollte Er, der von allem Kummer und aller Unruhe befreit, dieser Jesus sein, von dem hier steht, daß Er Sein Volk erretten werde von ihren Sünden? Sollte sich unser Volk wirklich im Irrtum befinden, wenn es diesen Namen nicht aussprechen will?“

Marie las weiter, und alles, was sie las, war so einfach, rein und schön, so ganz anders, wie es sonst in den Büchern zu lesen stand. Bereits war sie bis zur Bergpredigt gekommen. Mit Andacht und Bewunderung las sie: „Glücklich die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“. Nein, solch ein Wort konnte wahrlich kein Verführer, kein schlechter Mensch gesagt haben! Ebenjowenig wie jenes andere, das in dem gleichen Kapitel stand, und das ihr so

zu Herzen ging: „Glücklich die Trauernden, denn sie werden getröstet werden!“

Marie las weiter und weiter. Sie folgte Jesu auf Seinen Wegen durch das Land und war in Gedanken Zeuge, wie Er Kranke heilte, Aussätkige reinigte, Blinden das Gesicht gab, wie Er Weinenden die Tränen trocknete und den Trostbedürftigen zum Herzen redete.

Von diesen Stunden erzählte sie später selbst: „Als ich davon las, wie Jesus mit Zöllnern und Sündern aß, während die Pharisäer sich an Ihm stießen, da wendete mein Herz sich Ihm zu, und ich begann Ihn liebzugewinnen.

„Meine Liebe nahm zu, als ich die einfache, aber so treffende Geschichte von den Müttern las, die ihre Kinder zu Jesu brachten, wie Er ihnen die Hände auflegte und sie segnete.

„Ja, da wußte ich, daß ich Jesum aufrichtig lieb hatte. Aber welche widerstreitende Gefühle finden sich doch in dem Herzen des Menschen! Immer wieder bat ich Gott, Er möge mir vergeben, daß ich mich so viel mit der Geschichte Jesu beschäftige. Ich konnte mich noch nicht von dem Gedanken losmachen, daß das Sünde sei.

„Ich las weiter und weiter, und immer fand ich Neues. Vieles verstand ich ja nicht, und doch zog mich auch das Nichtverstandene an. Es war etwas Göttliches an dem Buche. Ein neuer, viel weiterer Gesichtskreis öffnete sich vor meinen Blicken. Ich wurde gelöst von dem Starren auf die Dinge dieses Lebens, in denen ich bis dahin mein Glück gesucht hatte, ohne es zu finden.

„Ich glaube, das war der Beginn des neuen

Lebens in mir, und alles stand in Verbindung mit dem Namen „Jesus“, den ich bis dahin nur zu verfluchen gelehrt worden war.

„Die Gleichnisse in den letzten Kapiteln des Evangeliums Matthäus machten einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Welch eine Fülle von Ermahnungen und Verweisen an die Obersten unseres Volkes enthielten sie! Ich konnte nicht verstehen, daß diese Männer auf solch einen Lehrer nicht gehört hatten. Und wie ernst waren Seine an Jerusalem gerichteten Worte! Ja, Jesus hatte die Wahrheit gesprochen. Die Folge mußte sein: Entweder nahm unser Volk Ihn an, oder es verwarf Ihn.

„Dann las ich von dem Verrat des Judas, von der Verleugnung des Petrus und von der Kreuzigung Jesu durch die Heiden. Jetzt las ich mit geradezu atemloser Spannung, denn jetzt mußte es sich entscheiden, wer Jesus war. War Er wirklich der Messias, dann würde Er nicht sterben, dann würde Er Seine Macht beweisen den grausamen Feinden gegenüber. Ich wußte ja damals noch nicht, daß Jesus freiwillig starb für unsere Sünden. Und was mußte ich jetzt lesen? Er schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Und dann starb Er. Wie vor den Kopf geschlagen, schloß ich das Buch und brachte es der Dame zurück. Was konnte ein toter Mensch mir helfen? „Hier ist Ihr Buch“, sagte ich. „Ich brauche es nicht mehr. Sie sagten mir, ich würde einen Freund darin finden, der mich von all meiner Not befreien würde, aber Ihr Jesus ist ja gestorben wie andere Menschen auch. Nein, wenn unser Messias kommt, wird Er ein lebender, ein siegreicher Messias sein.“

„Aber die Dame schüttelte abwehrend den Kopf und erwiderte freundlich: „Sie müssen bis zum Schluß lesen!“

„Ihre herzliche Freundlichkeit gewann mich aufs neue. Uebermals begann ich zu lesen. Mit welchen anderen Gefühlen! Jetzt las ich von Auferstehung. Es war derselbe Jesus, und doch war Er ein anderer, das fühlte ich wohl. Ein Jesus, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben war, konnte durch mein Volk nicht mehr verhöhnt und gelästert werden.

„Mit den heiligen Frauen lag ich zu Jesu Füßen, um Ihn anzubeten. Neben meinem Bett kniete ich nieder, das Buch geöffnet auf einem Stuhl vor mir, und die Hände gen Himmel hebend, rief ich aus:

„„O Gott! ich glaube, daß Jesus mein Messias ist. Ich glaube, daß Er um meiner Sünden willen am Kreuze starb. Vergib mir um Seinetwillen meine große Schuld!“

„Als eine bekehrte Jüdin, eine Christin, erhob ich mich von meinen Knien. Einige Tage später war ich völlig gesund, genesen nach Leib und Seele. So kehrte ich nach Hause zurück.

„Meine Mutter war nicht wenig erstaunt über mein gutes Aussehen. „Du siehst ja großartig aus, mein Kind“, rief sie erfreut.

„„O Mutter, ich bin so glücklich!“ lautete meine Antwort.

„„So? Das freut mich recht! Hast du dich vielleicht mit jemand anders verlobt?“

„„Nein, Mutter. Etwas viel Besseres habe ich gefunden. Wirst du mich verstehen, wenn ich es dir sage? Ich habe“ — hier stockte ich einen Augenblick,

denn ich wußte, welch einen Eindruck mein Bekenntnis machen mußte, — „ich habe, o Mutter, es tut mir so leid, wenn ich dich betrüben muß! ich habe — den Messias gefunden.“

„Meine Mutter erschrak aufs tiefste. Ihr Antlitz verfinsterte sich. „Soll das heißen, daß du mit Schande beladen nach Hause zurückkehrst, mit der größten Schande, die uns überhaupt treffen könnte?“

„Ich suchte ihr ins Wort zu fallen, aber mit vor Leidenschaft bebender Stimme fuhr sie fort: „Ich verstehe dich schon. Schweig! Ich habe mehr solcher Bekenntnisse gehört. Ich kenne das von dem Messias, dem Namen, den ich nicht nennen will. Weißt du, daß ich dich verfluchen muß, wenn du noch einmal von solchen Sachen sprichst? Daß du dann meine Tochter nicht mehr bist?“

„„Mutter!“ flehte ich, „wenn du doch dieses Buch einmal lesen wolltest!“

„Zu meinem Erstaunen nahm meine Mutter das Testament an. Sie hat auch darin gelesen, denn einige Stunden später gab sie es mir mit den Worten zurück: „Hier ist das Buch. Ich will nichts mehr davon wissen. Es erfüllt mich mit Abscheu. Als Jüdin bin ich geboren, und ich bin stolz darauf, und als Jüdin will ich sterben. Kein Wort mehr, oder du verläßt augenblicklich das Haus. Sieh es als eine besondere Gunst an, daß du noch unter unserem Dach bleiben darfst.““

Soweit Mariens eigener Bericht. Wir wollen jetzt noch kurz mitteilen, wie es ihr weiter ergangen ist.

Sechs Monate bewahrte sie im Elternhause Stillschweigen den anderen Hausgenossen gegenüber. Dann aber, gelegentlich einer Festlichkeit, an der sie nicht

teilnehmen wollte, wurde sie von ihrem Vater zur Verantwortung gezogen. Jetzt war es ihr nicht länger möglich, von Dem zu schweigen, den sie von ganzem Herzen lieb hatte. „Der Augenblick ist gekommen“, sagte sie zu sich selbst, „wo ich öffentlich bezeugen muß, daß Jesus von Nazareth mein Messias und mein Heiland ist.“

Und sie sprach von Ihm mit Freimütigkeit.

Im gleichen Augenblick wurde ihr befohlen, das Haus zu verlassen. Man erlaubte ihr kaum, die notwendigsten Kleidungsstücke zusammenzuraffen und in ein Kofferchen zu packen. Rauh stieß man sie hinaus, und aus der offenen Tür klang es ihr nach: „Im Namen deines Vaters verfluche ich dich!“ Dann wurde die Tür geschlossen, und alle Fenster wurden verhängt.

Von Eltern und Geschwistern verstoßen, aller Mittel beraubt, stand das arme Mädchen auf der Straße. Nur einen kleinen Geldbetrag hatte sie noch in der Tasche. Ganz mechanisch rief sie einen Wagen an, aber auf die Frage des Kutschers, wohin sie wolle, wußte sie nicht, was sie antworten sollte.

Da fiel ihr der Name eines Predigers in der Stadt ein, und obwohl sie ihm persönlich unbekannt war, bat sie den Kutscher, sie dahin zu fahren.

Dr. R., ein entschieden gläubiger Mann, hörte mit warmer Teilnahme die Erzählung des jungen Mädchens, das noch ganz unter dem Eindruck des eben Erlebten stand. Ihr Bericht war so einfach und überzeugend, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit desselben zweifelte. Zugleich machte das Wesen der Jüdin einen so günstigen Eindruck auf ihn, daß er sich alsbald zu ihr hingezogen fühlte.

Er rief seine Frau herbei und erzählte ihr, was er gehört hatte, und das Ende war, daß das Ehepaar, das selbst keine Kinder besaß, noch am gleichen Abend beschloß, Marie an Kindesstatt anzunehmen. Unsere Freundin begrüßte den Vorschlag mit dankbarem Herzen. Sie erfuhr aufs neue, welch ein treuer Freund Der ist, den sie als ihren Heiland und Führer angenommen hatte.

Das Weilen im Hause des wahrhaft gottesfürchtigen Ehepaares erwies sich immer mehr als ein großer Segen für Marie. Sie hatte noch viel zu lernen, war sie doch bisher nur ein „Kindlein“ in Christo gewesen. Sie wollte aber auch lernen, und zur Freude ihrer Pflegeeltern nahm sie zu an Erkenntnis und Liebe zu Dem, der sie gleichsam wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerissen hatte. Es war ihr Wunsch, „würdig des Herrn zu wandeln zu allem Wohlgefallen, in jedem guten Werke fruchtbringend, und wachsend durch die Erkenntnis Gottes“. Da sie selbst so viel innere Not durchgemacht hatte, fühlte sie sich besonders zu den Ärmsten unter den Armen hingezogen. Auf ihren Wunsch durfte sie einer gläubigen Frau helfend zur Seite stehen, die regelmäßig die Gefängnisse der Stadt besuchte, um den weiblichen Insassen das Evangelium von Christo Jesu durch Wort und Schrift zu bringen. Fortan konnte man die vornehme Jüdin häufig an den Stätten des Elends und der Schande sehen, und sie freute sich, von der unaussprechlichen Liebe Dessen zeugen zu dürfen, der so gern den Mühseligen und Beladenen Ruhe gibt.

„Danksaget in allem!“

Ein Prediger machte eines Morgens einen Besuch in einem entlegenen, ärmlichen Stadtviertel. Da tönte plötzlich ein Loblied an sein Ohr, das laut und fröhlich von einer weiblichen Stimme gesungen wurde. Er verstand die Worte: „Lobe den Herrn, meine Seele!“ Da er wissen wollte, wer die Sängerin war, folgte er den Tönen und sah zwei arme Frauen, von denen die eine, die Sängerin, eifrig mit Wäscheaufhängen beschäftigt war. Als er näher trat, verstummte der Gesang, und er hörte, wie die andere, an einem Zaune stehende Frau der mit der Wäsche Beschäftigten zurief: „Du scheinst ja heute in besonders froher Stimmung zu sein!“

„Ja, warum sollte ich nicht froh sein?“ versetzte die andere, „alle Betten sind heute Morgen leer.“

Wie der Prediger erfuhr, hatte die Frau ein halbes Duzend Kinder, und es kam oft genug vor, daß das eine und andere krank zu Bett lag. An diesem Morgen nun waren sie alle gesund, und das stimmte die Mutter so glücklich, daß sie ihrer Dankbarkeit in dem Liede Ausdruck geben mußte. Dabei schien sie kaum das Nötigste zum Leben zu haben.

Moody erzählt von einem gläubigen Mann, der in den Gebetsstunden nie versäumte, für empfangene Wohltaten zu danken. Eines Abends kam er mit einer verbundenen Hand. Er hatte bei der Arbeit einen Unfall erlitten. „Es soll mich doch wundern, ob er wieder mit einem Dankgebet beginnt“, dachte Moody



Die glückliche Wäscherin

bei sich. Und richtig, der Mann begann wie immer: „Ich danke dir, Herr!“ Später fragte Moody ihn, wie er denn mit der verletzten Hand habe danken können.

„Heute mehr als je“, versetzte der Gefragte. „Habe ich doch meine fünf Finger behalten dürfen.“

„Danksaget in allem!“ sagt die Schrift. Hätten wir nur offene Augen, dann würden wir allezeit viel zu danken haben, selbst in schwierigen Zeiten. Aber wir lassen uns so leicht durch die Umstände den Blick trüben.

„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“

(Amos 4.)

Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“ So rief einst, in den Tagen des Königs Assija, der Prophet Amos dem Volk Israel zu, „zwei Jahre vor dem Erdbeben“. Gott hatte Großes an Israel getan, Großes an Güte, Großes an Gericht. Aber trotz Propheten und Priestern hatte das Volk sich stets aufs neue von Jehova abgewandt und den Götzen zugekehrt, und bis zu den Tagen Amos' war es noch nicht zu Ihm umgekehrt. Ein neues Gericht stand Israel jetzt bevor, das Erdbeben — in Sacharja 14, 5 wird uns mitgeteilt, daß es eingetroffen ist, und zwar in einer schrecklichen Art, so daß sie vor ihm flohen — aber das ernsteste Wort in unserem Kapitel ist doch: „Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“ Es ist schrecklich, Gottes Gericht anheimzufallen, aber was ist es erst, Gott selbst begeg-

nen zu müssen! Wie furchtbar, als schuldiger Sünder in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Heute, da diese Zeilen geschrieben werden, lastet Gottes richtende Hand seit fast zweitausend Jahren auf dem abtrünnigen Israel, das einst seinen Messias verwarf; aber die Begegnung mit seinem Gott steht ihm noch bevor, und sie wird schrecklich sein.

„Schide dich an, deinem Gott zu begegnen!“ So möchten wir auch heute jedem unserer Zeitgenossen zurufen. Dürren, Teuerungen, Hungersnöte und Seuchen sind auch den heutigen Bewohnern der Erde keine unbekanntes Dinge. Wenn wir in unserem Lande bis zu dieser Stunde durch Gottes Güte auch vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben sind, so ist in manchen anderen Ländern die Not umso größer, und was uns noch bevorsteht, wissen wir nicht. Gott redet schon seit Jahren ernst zu den Bewohnern dieser Erde, besonders zu Rußland, Österreich, und auch zu unserem Lande. Leider aber müssen wir auch das Ergebnis heute in die Worte zusammenfassen: „Dennoch seid ihr nicht bis zu mir umgekehrt, spricht Jehova“. Und was nun?

Vielleicht sagst du: Ach was! Ich lasse mich nicht bange machen. So wie wir jetzt durch eine schlimme Zeit hindurch müssen, so wird auch wieder eine bessere kommen. Vielleicht ja. Wahrscheinlich aber nicht. Es mag ja sein, daß Gott noch einmal Seine strafende Hand für eine Zeit zurückzieht. Aber wie dann alles schließlich enden wird, darüber läßt Gottes Wort gar keinen Zweifel. Und „nicht ein Mensch ist Gott, daß Er lüge, noch ein Menschensohn, daß Er bereue“. (4. Mose 23, 19.) Was der Christenheit dafür bevorsteht, daß sie Seinen Sohn verworfen und Seine

Gnade zurückgestoßen hat, das wird uns unzweideutig in 1. Thess. 1, 7. 8 gesagt. Dort ist die Rede von der „Offenbarung des Herrn Jesus vom Himmel, mit den Engeln Seiner Macht, in flammendem Feuer, wenn Er Vergeltung gibt denen, die Gott nicht kennen, und denen, die dem Evangelium unseres Herrn Jesus Christus nicht gehorchen“. Ähnlich schreibt Judas von dem Kommen des Herrn „inmitten Seiner heiligen Tausende, um Gericht auszuführen wider alle und völlig zu überführen alle ihre Gottlosen von allen ihren Werken der Gottlosigkeit, die sie gottlos verübt haben, und von all den harten Worten, welche gottlose Sünder wider Ihn geredet haben“. (Judas 14. 15.) Sollte also auch noch eine bessere Zeit für diese Erde kommen, dies wird das Ende sein. Und diesem Ende wird keiner entrinnen.

Wir reden von Gottes Güte dem Volke Israel gegenüber und wundern uns über ihren Unglauben. Aber was soll man von so vielen unserer Zeitgenossen sagen, die die kostbarste Gabe Gottes, Seinen eingeborenen Sohn, in Haß oder Gleichgültigkeit verwerfen? Was hatten wir denn verdient? Den Zorn Gottes, die ewige Verdammnis! Statt dessen aber sandte Gott Seinen Sohn. Jesus wurde Mensch, erniedrigte sich bis zum schmachvollen Tod am Kreuz, erduldet den ganzen Zorn Gottes wider die Sünde, um uns vom ewigen Verderben zu befreien und uns zu Kindern Gottes zu machen. Wahrlich, Größeres konnte Gott nicht tun, wunderbarer konnte Er „den überschwenglichen Reichtum Seiner Gnade in Güte gegen uns“ nicht erweisen. Wer solche Liebe zurückweist, der hat fürwahr nichts anderes verdient als Tod und Gericht.

„Gott ist Liebe.“ Das hat Er bewiesen. Aber Er ist auch „Licht“, und das werden alle die zu ihrem ewigen Schaden erfahren, die in dieser Zeit der Gnade von Seiner Liebe nichts wissen wollen. Möchten doch diese Worte zu deinem Herzen reden, lieber unbefehrter Leser! Laß dich versöhnen mit Gott durch Jesum Christum, den großen Heiland der Verlorenen! Denn wie wolltest du bestehen vor den ewigen Glutten des göttlichen Zornes?

In Gottes Hut

Ein Vertreter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in Rußland erzählt von seinem dortigen Aufenthalt eine Begebenheit, die beredtes Zeugnis davon ablegt, in welcher wunderbarer Weise Gott die Gebete der Seinigen zu erhören weiß. Die Sache hat sich gelegentlich einer großen und gefährlichen Überschwemmung zugetragen, die vor einer Reihe von Jahren in der Gegend von Petersburg viele Opfer an Menschen und Tieren forderte. Nachdem der Augenzeuge geschildert hat, wie rasend schnell die Flut stieg, wie Angst und Entsetzen überall herrschten, wie die Leute sich in Rachen zu retten suchten, die nur zu oft infolge des herrschenden Sturmes umschlugen und die jammernden Insassen einen schrecklichen Tod in den Wellen finden ließen, fährt er fort: „Am ersten Morgen, als noch kein Mensch ahnte, wie groß die Gefahr werden würde, hatte sich ein Handwerksmann mit seiner Frau aus seiner Wohnung entfernt, um an einem ziemlich fern liegenden Platz eine Arbeit auszuführen. Beide waren Leute,

die mit Gott wandelten. Die Frau hatte die Absicht, in einigen Stunden wieder daheim zu sein. So lang mußten ihre fünf Kinder allein zu Hause bleiben. Der Gedanke war ihr nicht angenehm, aber sie wußte, daß ein treues Vaterauge über ihre Lieblinge wachte. So hatte sie sie ihrem Gott befohlen und war dann mit ihrem Mann fortgegangen.

Mehrere Stunden arbeiteten die beiden Gatten miteinander. Ihre Tätigkeit nahm sie derart in Anspruch, daß sie nicht darauf achteten, was draußen vorging. Als schließlich das Heulen des Sturmes so schlimm wurde, daß es ihnen auffiel, und sie die Tür öffneten, bemerkten sie zu ihrem Entsetzen, daß die Straßen unter Wasser standen, und daß das Wasser mit jeder Minute höher stieg.

Welch eine Entdeckung! Was sollte aus den Kindern werden? Im ersten Augenblick war der Vater entschlossen, trotz des fürchterlichen Sturmes den Versuch zu machen, sein Haus zu erreichen. Aber ein Augenblick ruhigen Überlegens überzeugte ihn von der Zwecklosigkeit des Vornehmens. Es bestand gar keine Aussicht, durch die sturmgepeitschten Wassermengen zu kommen. Er hätte sein Leben nutzlos aufs Spiel gesetzt. Er wagte auch nicht, seine Frau in der Stunde der Gefahr allein zu lassen. So blieben die armen Eltern da, wo sie waren; mit was für Gefühlen, brauche ich nicht zu sagen. Es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Bitten vor dem Thron der Gnade niederzulegen. O wie schrieten sie in dieser Stunde zu dem Gott des Erbarmens! Sein Arm war ja doch nicht verkürzt. Ihm hatten sie ihre Lieblinge anbefohlen, Er war auch imstande, sie zu bewahren.

Entsetzlich langsam gingen an diesem Tage die

Stunden vorüber. Mit brennendem Verlangen schauten die Eltern nach dem Augenblick aus, wo die Wasserflut ihren höchsten Stand erreicht haben würde. Endlich, gegen vier Uhr nachmittags, legte sich der Sturm, und die Wasser sanken. Sie selbst waren jetzt außer Gefahr, aber ihre Kinder, ihre armen Kinder, was mochte aus ihnen geworden sein!?

Drei weitere schreckliche Stunden vergingen, ehe es den Eltern möglich war, durch das Wasser nach Hause zu waten. Es war ein mühevoller, gefährlicher Gang, und mehr als einmal wollte ihnen der Mut entsinken, aber die Elternliebe trug immer wieder den Sieg über alle Beschwerden davon. Endlich war die Wohnung erreicht. Klopfenden Herzens, voll banger Erwartung öffneten sie die Tür. Da lagen ihre fünf Lieblinge auf dem großen runden Tisch. Keins rührte sich, aber die Eltern bemerkten sofort, daß das Wasser sie nicht benetzt hatte. Alle Möbel im Zimmer tropften von Feuchtigkeit und wiesen mancherlei Beschädigungen auf, aber die Tischplatte schien völlig trocken. Tief Atem holend trat der Vater — die Mutter war, von Angst und Furcht gefoltert, an der Tür stehen geblieben — näher heran und beugte sich auf die Gesichter der Kleinen herab. Kein Zweifel, sie atmeten tief und ruhig. Alle miteinander schliefen so friedlich, als ob nicht die geringste Gefahr bestehe.

„Gott sei gepriesen!“ rief die überglückliche Mutter, indem sie auf ihre Kinder zueilte. Diese erwachten, und als sie die Eltern erblickten, war der Jubel groß.

Nachdem die Gemüter sich ein wenig beruhigt und die hungrigen Kinder zu essen bekommen hatten, ging's ans Erzählen.

„Als ihr fort waret“, berichtete der älteste Knabe, „spielten wir im Zimmer. Plötzlich drang das Wasser unter der Tür herein. Es kam immer mehr, so daß wir bald Schiffchen darin schwimmen lassen konnten. Das war fein! Aber es dauerte nicht lang, da ging das Wasser über unsere Schuhe. Da sind wir auf die Stühle geklettert. Aber das Wasser stieg noch höher, so daß wir schließlich auf den Tisch steigen mußten. Wir waren arg bang und hielten einander fest, und so sind wir schließlich eingeschlafen. Wir haben die ganze Zeit geschlafen, bis ihr jetzt gekommen seid.“

Mehr wußten die Kinder nicht. Das Wenige genügte auch, um die Elternherzen aufs neue zu Lob und Dank zu stimmen. Der Tisch mußte schließlich bei dem hohen Wasserstand wie ein Floß auf dem Wasser umhergeschwommen sein: Wären die Kinder nun wach geblieben, so hätten sie sicher durch ihre ängstlichen Bewegungen das unsichere Fahrzeug aus dem Gleichgewicht gebracht. Deswegen hatte Gott die Kinder einschlafen lassen, und Seine Engel hatten sie bewacht.“

Gott tut auch in unseren Tagen noch Wunder. Aber unsere Augen sind kurzsichtig, und unseren Herzen mangelt's an Einfalt. Wäre es anders, so würden wir mehr sehen und köstlichere Erfahrungen machen. Möchten alle, die Gott ihren Vater in Christo nennen dürfen, Ihn durch ein kindlicheres Vertrauen ehren!

„Die gelegene Zeit auskaufend.“

(Kol. 4, 5.)

Vor vielen Jahren ritt in Amerika ein Zeuge Jesu über Land. Er hieß Jacob Brainerd Taylor. An einem Orte lenkte er sein Pferd zu einem Wassertrog, um es zu tränken. Es traf sich, daß ein anderer jüngerer Mann dasselbe tat. Während so beide Pferde unter ihren Reitern ihren Durst stillten, wandte sich Taylor dem jungen Mann zu und sagte:

„Ich hoffe, Sie lieben den Herrn Jesus. Wenn Sie es nicht tun, so möchte ich Ihnen Jesus als den besten Freund empfehlen. Suchen Sie Ihn von ganzem Herzen!“

Kein Wort wurde weiter gewechselt. Beide ritten ihres Weges. Aber welch ein Ergebnis hatte jenes kurze Zeugnis! Wie ein Pfeil aus Gottes Köcher war das Wort dem jungen Mann ins Herz gedrungen. Er bekehrte sich und wurde Missionar in Afrika. Gott hat durch ihn ein leuchtendes Zeugnis von Seiner Liebe in dem dunklen Erdteil aufgerichtet und Scharen von Heiden zu Jesu bekehrt. Er bezeugte später:

„Wie habe ich mich danach gesehnt, den Mann kennen zu lernen, der am Wassertrog zu mir gesprochen! Ich erfuhr erst, wer er war, als ich ein kleines Buch zugesandt erhielt, in welchem sein Bild enthalten war. Diesem Mann verdanke ich nächst Gott meine Rettung.“

Nicht verstoßen

Marianne war das Kind gottesfürchtiger Eltern, die es als ihr Vorrecht betrachteten, ihr Töchterchen in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; und mit Freuden nahmen sie wahr, wie Marianne gern auf Gottes Wort lauschte und Interesse zeigte für die Dinge, die nicht von dieser Welt sind.

Als Marianne kaum zwanzig Jahre alt war, verlobte sie sich mit einem Manne, der in Niederländisch-Indien eine große Pflanzung besaß. Er war nicht gläubig, und nur ungern gaben die Eltern ihre Einwilligung zu dieser Verbindung. Aber da Mariannens Entschluß fest stand, hielten die Eltern sie nicht zurück, den Pflanzler zu heiraten und ihn als seine Frau nach Indien zu begleiten.

Der Abschied war schmerzlich und tränenreich. Wieder und wieder ermahnten die Eltern ihr Kind, nicht die Welt zu lieben, sondern sich an Gottes Wort zu halten, und unter Tränen versprach Marianne, diesem Rat zu folgen.

Sie begann ihr Leben in der neuen Umgebung mit den besten Vorsätzen. Aber schon bald mußte sie erkennen, daß die Ausführung viel schwieriger war, als sie gedacht hatte. Fast alle ihre neuen Bekannten standen Gott und Seinem Wort völlig gleichgültig gegenüber, und die Eingeborenen waren Heiden, die nichts davon wußten, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um Sünder zu erretten.

Marianne hatte, wie gesagt, die Absicht, ihrer Bibel treu zu bleiben und anderen ein Wegweiser zu Jesu zu sein. Aber wie war das möglich, nachdem sie selbst einen Schritt getan hatte, der nichts weniger war als ein Beweis der Treue gegen ihren Herrn? Hatte sie sich nicht durch ihre Heirat mit der Welt verbunden?

Es dauerte kein Jahr, da hatte sie die meisten ihrer guten Vorsätze, wenn nicht vergessen, so doch aufgegeben. Statt dessen fing sie an, den Wünschen ihres Mannes nachzugeben, an Gesellschaften teilzunehmen und das Theater, Bälle und Konzerte zu besuchen. Im Anfang tat sie es mit einem gewissen inneren Widerstreben und unruhigem Herzen, aber ganz allmählich begann sie Geschmack an diesen Dingen zu finden. Und mit der Zeit wurde sie eine Weltdame, wie ihre Freundinnen und Bekannten auch waren.

Ihre Eltern merkten bald an den Briefen ihrer Tochter, wie es um sie stand. Sie versäumten nicht, ihr Kind ernstlich zu ermahnen und vor der Gefahr, mit der sie nach ihrer Ansicht spielte, zu warnen. Wie würden sie getrauert haben, wenn sie gewußt hätten, daß Marianne ihre von tiefer Sorge eingegebenen Worte kaum las, geschweige denn zu Herzen nahm! Die junge Frau war bereits dahin gekommen zu sagen, man sei nur einmal jung und imstande, das Leben zu genießen. Im Alter sei noch Zeit genug, an ernstere Dinge zu denken.

Wie verhängnisvoll und gefährlich ist doch diese weit verbreitete Ansicht! Sie ist ein Betrug Satans. „Die mich frühe suchen, werden mich finden“, steht von der wahren Weisheit geschrieben. Die ihre Befehrerung auf die Zeit des Alters verschieben, rechnen falsch.

Kommt der eine und andere von ihnen noch zurecht, so hat er es lediglich dem unergründlichen Erbarmen Gottes zu verdanken; aber die meisten kommen nicht zurecht. Unsere Geschichte liefert einen Beweis von der Größe des göttlichen Erbarmens.

Das einzige Kind des Pflanzerpaares wurde von einer ernsten, ansteckenden Krankheit befallen. Mariannes Sorge um ihren Liebling war unbeschreiblich. Tag und Nacht wich sie nicht von dem Lager ihres Töchterchens. Bei der Pflege stand ihr ein eingeborenes Mädchen, das sehr an der kleinen Eva hing, treu zur Seite. Gott war der armen Mutter gnädig. Der Todesengel schritt vorüber, und nach drei Tagen erklärte der Arzt das Kind für außer Gefahr. Zu Tode erschöpft von der durchlebten Angst und Anstrengung, warf Marianne sich an diesem Abend auf ihr Bett. Ihr Mann begab sich auf eine dringend notwendige Reise, die er nur wegen der Krankheit der Kleinen aufgeschoben hatte.

Am folgenden Morgen wurde Marianne geweckt durch ein klagendes Geschrei: „O Nonja, Babu ist krank, todkrank!“ Das war ein neuer Schrecken. Mit Entsetzen nahm Marianne wahr, daß die Krankheit, von der Klein-Evchen eben genesen war, jetzt das Kinder mädchen befallen hatte, dessen Treue sie in den verflossenen schweren Tagen so reichlich erfahren hatte. Marianne hielt große Stücke auf Babu, die auf einer Matte am Boden lag und vor Schmerzen stöhnte. Die anderen eingeborenen Bedienten standen um die Kranke her, heulend und allerlei Gebärden machend, wie es bei den Bewohnern von Java Sitte ist.

„Was steht ihr denn da und heult?“ fragte Marianne. „Könnt ihr Babu nicht anders helfen?“

„Nein“, lautete die einstimmige Antwort, „das ist ihr Schicksal. Sie muß sterben.“

Marianne trat zu der Leidenden und faßte ihre Hand. Das arme Mädchen öffnete die Augen, und als es seine Herrin erkannte, rief es in verzweiflungsvollem Ton:

„Babu muß sterben! Babu muß sterben! Was soll aus Babu werden? Die Schmerzen kann ich ertragen, aber, Nonja, wie wird es Babu in der Ewigkeit ergehen?“

Marianne war zuerst nicht wenig erstaunt über diesen Ausruf, aber dann erinnerte sie sich, daß einige Zeit vorher ein Missionar die Pflanzung besucht und bei dieser Gelegenheit auch mit Babu gesprochen hatte. Sie selbst war von dem Besuch völlig unberührt geblieben, aber auf Babu mußte die Unterhaltung Eindruck gemacht haben. Das, was der Missionar über Tod und Ewigkeit gesagt, hatte sie nicht vergessen können, und als sie nun jetzt am Rande der Ewigkeit stand, kehrte es mit Macht in ihr Gedächtnis zurück.

„O Nonja“, flehte das arme Mädchen, „sprich mit Babu, wie der Mann mit Babu gesprochen hat. Erzähle Babu von Jesu, Nonja, denn ich fühle, daß ich sterben muß, und ich kann so nicht sterben.“

Marianne erbleichte. Wie konnte sie mit dem sterbenden Mädchen über Jesum reden, über Den, welchem sie seit Jahren den Rücken gekehrt, ja, den sie verleugnet hatte? Was sollte sie tun? Sie sah deutlich, daß Babu recht hatte. Es ging mit ihr zu Ende. Und was nun, wenn die schreckliche Krankheit auch sie selbst erfaßte? Was nun, wenn es auch mit ihr zum Sterben ging? Dieser Gedanke drängte sich ihr mit plötzlicher Gewalt auf. Sie erbehte angesichts des

Königs der Schreden, und in diesem Gefühl beugte sie das Haupt und stöhnte: „O mein Gott, ich habe dich verlassen! O Gott, sei mir gnädig!“

Weiter kam sie nicht. Auf's neue schlug die Stimme des sterbenden Mädchens an ihr Ohr, das wieder und wieder flehentlich bat, ihr von Jesus zu erzählen.

Marianne dachte nach. Sie fühlte sich außerstande, selbst mit Babu über den Herrn zu reden, aber sie besaß eine Bibel, und daraus konnte sie der Sterbenden vorlesen. Sie mußte ziemlich lange suchen, bis sie die Bibel fand. Seit Jahr und Tag hatte sie nicht mehr darin gelesen. Endlich hatte sie das Buch gefunden, eilte damit zu der Kranken zurück und flüsterte ihr zu: „So, nun will ich dich hören lassen, was der Herr Jesus gesagt hat“. Damit öffnete sie die Bibel und las der Sterbenden einige Abschnitte daraus vor, unter anderem auch die Stelle aus Joh. 11: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist; und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit“.

Babu hielt die Augen geschlossen und lag lange Zeit still da. Die Schmerzen schienen nachgelassen zu haben, denn sie stöhnte nicht mehr. Marianne hoffte, das Schlimmste sei überstanden. Zu Tode erschöpft, suchte sie wieder ihr Zimmer auf, wo sie bald in einen tiefen Schlaf fiel, aus dem sie erst am nächsten Morgen neugestärkt erwachte.

Ihre erste Frage galt Babu. Zu ihrem Schmerz erfuhr sie, daß das Mädchen in der Nacht gestorben sei. Wie man ihr erzählte, waren ihre letzten Worte gewesen: „Jesus Christus — für Babu gestorben“.

In tiefer Bewegung stand Marianne an der

Leiche der so plötzlich Dahingegangenen und betrachtete lange und schweigend die friedlichen Gesichtszüge, die Kunde von der Ruhe ablegten, die Babus Teil gewesen war in ihren letzten Stunden.

Die jetzt folgenden Tage waren schrecklich für die arme Frau. Sie dachte an ihre Weltliebe, an den Schmerz, den sie ihrem Herrn, der sie liebte, zugefügt, sowie an die Schande, die sie durch ihren Lebenswandel auf Seinen Namen gebracht hatte. Sie dachte an Tod und Ewigkeit. Schwere Kämpfe gab es für sie durchzukämpfen. Zu den Anklagen ihres aufgewachten Gewissens gesellten sich die Fragen Satans, der alles aufbot, um Zweifel an der vergebenden Liebe Gottes in ihrem Innern zu wecken. Schließlich aber siegte die Gnade. Nachdem Marianne ihre vielen großen und kleinen Sünden bekannt und ihr verlorenes Leben in Gottes Licht verurteilt hatte, durfte sie aufs neue den Frieden Dessen schmecken, der selbst gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.

Ich brauche kaum zu sagen, daß der Weg unserer Freundin in Zukunft einsamer wurde, aber ich darf hinzufügen, daß sie ihrem Herrn treu geblieben ist.

Das Flötenspiel des alten Fritz

„Was ist denn los?“ Ganz erschrocken richtete der junge Professor diese Frage an seine Wirtin, die kam, um seine Stiefel zum Putzen zu holen.

Er hatte erst eine Nacht in ihrem Hause zugebracht, und lange hatte er gesucht, bis er das ruhige Zimmer

in der stillen Straße gefunden hatte. Es war ihm versichert worden, in der ganzen Nachbarschaft sei kein Klavier vorhanden, und kein Laut werde ihn bei der wichtigen Arbeit stören, mit der er beschäftigt war. Eben hatte er sich nun angeschickt, das große Werk zu beginnen, da drangen Flötentöne an sein Ohr, die ihm einen Schauer über den Rücken jagten.

„Ach, das ist nur der alte Frik“, beruhigte die Frau. „Der tut keinem Menschen was zuleide.“

Währenddem saß der Urheber dieser Unterhaltung ahnungslos in seinem Zimmerchen, das einen Stock höher lag, und spielte seinem Gott ein Morgenlied. Jeden Morgen und jeden Nachmittag spielte er eine Stunde lang. Im übrigen sah und hörte man nicht viel von ihm. Im Hause war er unter dem Namen „der alte Frik“ bekannt. Auf der Straße grüßte er jedermann. Und wenn er nachmittags punkt fünf Uhr die Treppe hinabstieg, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen, dann lag ein so freundlicher Ausdruck auf seinem guten Gesicht, als ob er jedermann eine Freude machen wolle.

Ein Mensch, der zu nichts nütze ist! dachte der Professor, als er ihn das erstemal sah.

Ähnlich urteilte mancher andere. „Der alte Frik“ war eigentlich noch nicht so alt. Sechzig Jahre mochte er zählen, aber er sah älter aus, und die Leute meinten, das Alter habe ihn kindisch gemacht. Er war ein Mensch, der keinem zur Last fiel. Er besaß zwar nicht viel, aber es genügte für seine bescheidenen Bedürfnisse. Er suchte keine Gesellschaft und kein Vergnügen; seine Flöte genügte ihm.

Jedesmal, wenn die Flöte am Nachmittag den ersten Ton von sich gab, griff der Professor nach Hut

und Stod und machte sich aus dem Staube. Kam er zurück, so schwieg die Flöte, und dann saß der Gelehrte an seiner Arbeit bis nach Mitternacht. Am Morgen wurde er pünktlich durch die Flöte aus dem Schlaf geweckt.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ Mit diesem Lied begann jeden Morgen das Konzert. Der Professor kannte die Melodie, er erinnerte sich auch der ersten Worte. Aber sie ließen ihn kalt. Was kümmerte ihn der mächtige König der Ehren? Die Worte mochten gut sein für den alten Frik und andere von seinem Schlage. Er, der Professor, hatte an Wichtigeres zu denken. Es war ihm aber doch sehr ärgerlich, stets aufs neue an diese Worte erinnert zu werden. Mit der Zeit fiel ihm auch noch die eine und andere Zeile aus dem bekannten Lied ein, und sie beschäftigten ihn mehr, als ihm lieb war. Wäre die Wohnung nicht so nett und passend gewesen, so wäre er vielleicht umgezogen.

Eines Morgens erklang die Flöte nicht. Der Professor verschlief sich, und seine Wirtin erschien später als gewöhnlich zu seiner Bedienung. Sie machte ein trauriges Gesicht. Den alten Frik hatte an diesem Morgen ein Schlaganfall getroffen. Zwar war er nicht tot, aber es sah nicht gut mit ihm aus, und das tat ihr aufrichtig leid, denn der alte Mann hatte schon seit Jahren bei ihr gewohnt, und er stand ihr von allen Mietern am nächsten.

Auf seinen Wunsch mußte sie den Pfarrer holen. Als er kam, schaute der Kranke ihn mit einem hilfseflehenden Gesicht an. Er konnte in seiner Einfalt keine Antwort auf die mancherlei Fragen finden, die ihn beschäftigten.



„Lobe den Herren,
Den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele,
Das ist mein Begehren . . .“

„Herr Pfarrer“, sagte er, „ich muß sterben. Werde ich nun in den Himmel kommen?“

Der Pfarrer, ein entschieden gläubiger Mann, kannte den Sterbenden gut. Er wußte, daß die Saat des Evangeliums längst in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatte.

„Du weißt doch, Frik, daß der Herr Jesus dein Heiland ist“, erwiderte er.

„Ja“, sagte Frik, „das weiß ich wohl. Ich hab' Ihn auch immer lieb gehabt. Aber ich habe nie etwas für Ihn tun können. Ich wollte ja gern, aber ich konnte nicht. So'n Mann wie ich ist doch zu nichts nütze.“

„Sag' das nicht, Frik“, versetzte der Pfarrer; „du weißt nicht, zu was unser himmlischer Vater dich gebraucht hat, ohne daß du es nur ahntest. Aber wir kommen doch auch nicht in den Himmel, weil wir viel für den Herrn Jesus getan haben, sondern deshalb, weil Er so viel für uns getan hat. Stimmt das nicht, Frik?“

„Ja, das ist wahr“, sagte Frik. Er war wieder ruhig und glücklich. Sein Heiland war für ihn gestorben. Das genügte. Alles andere war im Vergleich mit dieser großen Tatsache nebensächlich.

Nicht lange darauf ging der alte Frik in Frieden heim. Seine geliebte Flöte wurde mit den übrigen Habseligkeiten von den Erben verkauft, und in seinem freundlichen Stübchen wohnte bald jemand anders. Der Professor hatte fortan Ruhe, aber er dachte doch noch manchmal an das Flötenspiel des alten Frik.

Als einige Wochen nach diesen Vorgängen der Pfarrer eines Sonntags aus der Kirche kam, traf

er draußen vor der Tür eine Frau, die auf ihn wartete. Er erkannte sie als die Wirtin des alten Frik und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sie zur Kirche gekommen sei, wo er sie seines Wissens bisher noch nie gesehen hatte.

„Ja, ja“, versetzte die Frau ein wenig verlegen, „ich habe so viel zu tun, daß ich eigentlich keine Zeit für die Kirche finde. Aber man will doch auch einmal ein gutes Wort hören, und seitdem der alte Frik tot ist, höre ich nie mehr was.“

„Wieso?“ fragte der Pfarrer verwundert, „haben Sie denn von dem alten Frik zuweilen ein gutes Wort gehört?“

„Das gerade nicht. Aber er spielte jeden Morgen auf seiner Flöte: „Lobe den Herrn“ und andere schöne Lob- und Dankeslieder. Und wenn ich die hörte, mußte ich immer an die Dinge denken, von denen Sie reden. Aber jetzt höre ich nichts mehr, und da hatte ich heute ein solches Verlangen nach einem Lied, daß ich in die Kirche gegangen bin. Zeit hatte ich eigentlich auch diesmal nicht, aber ich freue mich, daß ich da war, und ich will auch zusehen, ob ich nicht jeden Sonntag kommen kann.“

Die Frau hielt Wort. Es dauerte nicht lange, da hörte sie lieber das gepredigte als das gesungene Wort, und nach einiger Zeit kam sie dahin, mit ganzem Herzen Gott preisen zu können für die Erlösung, die in Christo Jesu ist. —

Eine Reihe von Jahren war verflossen, da saß der Pfarrer eines Tages in seinem Studierzimmer, und bei ihm saß der uns bekannte Gelehrte. Die Herren sprachen über einen Vortrag, den der Pro-

fessor am folgenden Tage vor einem christlichen Zuhörerkreis über ein von ihm kürzlich herausgegebenes Buch halten wollte.

„Wissen Sie auch, mein lieber Professor, daß ich es in früheren Jahren nicht für möglich gehalten hätte, daß Sie je ein solches Buch herausgeben und solche Vorträge halten würden?“ fragte der Pfarrer.

„Ich hätt's auch nicht für möglich gehalten“, lautete die Antwort. „Und wissen Sie, wen Gott dazu benützt hat, um einen anderen Menschen aus mir zu machen? Das war ein einfältiger, alter Mann, der mich Tag für Tag durch sein Flötenspiel ärgerte. Jeden Morgen begann er mit dem Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Ich kannte von dem ganzen Lied kaum mehr als diese Worte, aber sie haben mich nicht losgelassen. Ein paar Monate später starb der Alte. Aber obwohl seine Flöte verstummt war, tönten die Worte in meinem Herzen nach. Und daß ich mich heute durch Gottes Gnade ein Kind Gottes nennen darf, das verdanke ich in erster Linie dem Flötenspiel des alten Frik.“

Mit tiefer Bewegung vernahm der Pfarrer diesen Bericht.

„Wie wunderbar ist Gottes Tun!“ sagte er. „Ich stand an dem Sterbebett des Alten, und er klagte mir, er sei in seinem Leben zu nichts nütze gewesen. Man hätte sich ja auch bei seiner Beschränktheit nicht darüber zu wundern brauchen. Sie sind jetzt die zweite Person, von der ich weiß, daß sie durch sein Flötenspiel zum Heiland geführt worden ist. Die erste war die einfache Frau, bei der er gewohnt hat, und die zweite sind Sie, der gelehrte Professor.“

„Jehova gefiel es, Ihn zu zerschlagen.“

Wie ist das möglich? Wie konnte es Gott gefallen, Seinen Geliebten zu zerschlagen, Ihn leiden zu lassen? War Er nicht von jeher die Freude des Vaterherzens gewesen, „Schoßkind bei Ihm“, „Tag für Tag Seine Wonne“? Von dem ewigen Verhältnis zwischen dem Vater und dem Sohn wissen wir ja nicht viel. Aber manches ist uns kundgetan von den Beziehungen des Mensch gewordenen Gottessohnes zum Vater. An mehreren Stellen des Neuen Testaments hören wir die Stimme des Vaters: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden“ (Mark. 1, 11), oder: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen gefunden habe; Ihn höret“ (Matth. 17, 5). Er war ja Der, welcher einst gesprochen hatte: „Siehe, ich komme, (in der Rolle des Buches steht von mir geschrieben,) um deinen Willen, o Gott, zu tun“. Und wie vollkommen tat Er diesen Willen! Wie vollkommen gehorsam war Er von der Krippe bis zum Kreuz, so vollkommen, daß um dieses Gehorsams willen Gott „Ihn hoch erhoben und Ihm einen Namen gegeben hat, der über jeden Namen ist“. (Phil. 2, 8. 9.) Und diesen Einen zu zerschlagen hat Gott gefallen?

Wer könnte nicht die Geschichte von der Opferung Isaaks durch seinen Vater Abraham? Oft genug ist auf sie hingewiesen worden als Vorbild von der Opferung des Sohnes Gottes. Nichts könnte uns die Gefühle, die in dem Vaterherzen Gottes sein muß-

ten, als Er selbst den Sohn auf Golgatha schlug, menschlich verständlicher machen, als diese Geschichte. Wie gut können wir uns in die Empfindungen Abrahams hineinversetzen, als er auf das Geheiß Jehovas mit dem einzigen Sohn, den er lieb hatte, zum Berge Morija hinzog, um ihn, den Erben der göttlichen Verheißungen, dort als Brandopfer zu opfern! Wie gut können wir den Schmerz nachfühlen, der da in dem Vaterherzen Abrahams getobt haben muß! Aber Gott tat mehr als Abraham. Er konnte Seine Hand nicht zurückziehen, wie Er es Abraham gebot. Er mußte zusehen, wie der Sohn am Kreuz hing und schrie unter der furchtbaren Sündenlast, die auf Ihm, dem Heiligen und Reinen, lag. Er mußte Seine richtende Hand wider Sein erwähltes Opfer richten, ohne das der Sünder nie und nimmer hätte gereinigt und errettet werden können, und kein Wort des Trostes ward Ihm zuteil. Und doch war Jesus nie vollkommener in Seinem Gehorsam und in der Verherrlichung des Vaters als in diesen fürchterlichen Stunden.

„Jehova gefiel es, Ihn zu zerschlagen.“ O lieber Leser, höre das Wort, das so unendlich bedeutungsvoll ist, höre es, sinne darüber nach und präge es dir tief ins Herz! Warum gefiel es Gott, so unbegreiflich zu handeln, Seinen geliebten Sohn zu schlagen, Ihn leiden zu lassen, über Ihn, den Unbefleckten und Reinen, den ganzen Inhalt der Schalen des göttlichen Zornes wider die Sünde zu ergießen? Höre es und bete an!

Es geschah um deinetwillen.

Der jüdische Arzt

Ein Knecht des Herrn erzählt:

Ich war mit einem jüdischen Arzt gut bekannt. Er besuchte mich oft und unterhielt sich mit mir über Christum und das Christentum. Nur vom Sünderheiland wollte er nichts wissen. Er hatte viel von Christo, dem Idealmenschen, gelesen, und das entsprach ganz seiner Anschauung. Dann sahen wir uns längere Zeit nicht. Ich war verhindert, ihn zu besuchen, und zu mir kam er nicht mehr. Eines Abends spät aber ließ er mich dringend um einen sofortigen Besuch bitten. Es hieß, er sei sehr krank. Obwohl Mitternacht schon vorüber war, machte ich mich sogleich auf den Weg zu ihm. Er schlummerte, als ich ins Zimmer trat, richtete sich aber bald auf, und ich erschrak, als ich in dem matten Lampenlicht sein blasses, eingefallenes Gesicht sah. Einige Minuten vergingen, in denen wir einander stumm betrachteten. Dann brach ich das Stillschweigen, erkundigte mich nach seinem Befinden und fragte, weshalb er mich habe rufen lassen. Er ergriff meine Hand, holte einigemal tief Atem und sagte:

„Lieber Freund, ich bin krank und werde wahrscheinlich von dieser Krankheit nicht mehr genesen. Sie wissen, wie ich gelebt habe, wissen, daß ich Jude bin. Ich möchte aber nicht als Jude, sondern als Christ sterben. Wollen Sie mich taufen?“

„Lieber Herr Doktor“, erwiderte ich erstaunt, „wenn Sie von Christo nicht mehr halten, als Sie mir immer gesagt haben, kann ich Sie unmöglich taufen.“

Was soll Ihnen auch ein bloßer Mensch, und mag er der beste und herrlichste sein, helfen? Vermag doch kein Mensch seinen Bruder zu erlösen. „Kostbar ist die Erlösung ihrer Seele“, sagt der Psalmist, „und er muß davon absteigen auf ewig.“ Wenn wir Christum nur für einen Menschen halten, so ist es Götzendienst, zu Ihm zu beten, und Selbsttäuschung, durch Ihn selig werden zu wollen.“

Der Kranke unterbrach mich. „Ich weiß das alles, und Sie brauchen es mir nicht mehr zu sagen. Während meiner Krankheit habe ich Zeit gehabt, über diese Dinge nachzudenken.“ Er machte eine Pause. „Ich will Ihnen erzählen, wie ich zu anderer Überzeugung gekommen bin“, fuhr er dann fort. „Vor zwei Monaten behandelte ich die alte Witwe K., die Sie ja gut gekannt haben. Die Sanftmut und Geduld, mit der sie ihr schweres Leiden trug, machte Eindruck auf mich. Ich beneidete sie um ihren Seelenfrieden. Eines Tages bat sie mich, ihr offen zu sagen, was ich von ihrem Zustand halte. Das tat ich und verhehlte ihr nicht, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben haben werde. Darauf äußerte sie eine solche Freude, daß ich nicht wußte, was ich dazu sagen sollte. Ihr Antlitz verklärte sich, als ob's zur Hochzeit ginge, anstatt ins dunkle Grab. So was hatte ich nie gesehen.

„„Herr Doktor“, sagte sie, indem sie mir ihre zitternde Hand reichte, „ich möchte Ihnen gern noch eins sagen, ehe ich sterbe. Sie sind ein Jude und kennen den Heiland nicht. Aber ohne Ihn können Sie nicht selig werden. O suchen Sie Jesum, den Heiland der Sünder!“

„Betroffen fragte ich: „Woher wissen Sie, daß nur in Jesu Seligkeit für mich zu finden ist?“

„„Das weiß ich“, erwiderte die Sterbende, „so gewiß, wie uns heute die Sonne bescheint, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und so wahr Sein Wort ist, in dem Er's gesagt hat.“ Bei diesen Worten reichte sie mir ihre Bibel und fuhr fort: „Lieber Herr Doktor, ich möchte mich so gern dankbar erweisen für die viele Mühe, die Sie sich mit mir gemacht haben, und ich bin doch nur eine arme Frau. Das einzige, was ich Ihnen geben kann, ist diese meine Bibel. Bitte, nehmen Sie sie von mir an und lesen Sie Gottes Wort unter Gebet. Sie werden dann Jesum darin finden, und Ihre Freude wird so groß werden wie die meinige.“

Beschämt und tief getroffen nahm ich das Buch aus den zitternden Händen der Greisin und eilte unruhig nach Hause. Es kämpfte und tobte in meiner Brust. Wahrheit und Lüge, Furcht und Hoffnung stritten um die Herrschaft. Als ich am folgenden Morgen wieder an der Wohnung der Kranken vorbeikam, zog es mich, ich weiß selbst nicht weshalb, in den engen Hausflur hinein. Aber ich kam nicht bis zu der Sterbenden. Ein Lied, von einem Kind gesungen, klang wie Engelsang aus dem Krankenzimmer an mein Ohr. Ich wußte wohl, wer die Sängerin war. Es war Emilie, die kleine Pflgetochter der Witwe, die ich so manchesmal an dem Krankenlager hatte knien sehen. Sie sang der Sterbenden ihr Lieblingslied vor. Ich hörte die Worte und höre sie noch:

„Ich Betrübter komme hier
Und bekenne meine Sünden.
Laß, mein Heiland, mich bei Dir
Gnade und Vergebung finden!
Eins ist, was mich trösten kann:
Jesus nimmt die Sünder an!“

„Die Worte bohrten sich förmlich in mein Herz hinein. Wie Schuppen fiel es in dieser Minute von meinen Augen, und ich sah, wie nackt, bloß und elend ich mit all meinen guten Werken war. Auf einmal wurde es mir klar, daß ich nichts war als ein alter betrogener Mann. Der Idealmensch Christus verlor seinen Wert. Das Phantasiegebilde, das ich mir von ihm gemacht hatte, zerging in dieser ersten Stunde, wo mir Hilfe und Trost nottat, wie Nebel und Hauch.

„Heute glaube ich an Jesum Christum, Gottes Sohn, den Sünderheiland, der auch für mich alten Sünder Sein teures Blut gegeben hat und für meine Sünden gestorben ist. Auf den Namen dieses Jesus möchte ich nun getauft werden und so öffentlich bezeugen, daß ich für alle Ewigkeit Ihm angehöre.“

Müde schloß der Kranke die Augen. Die lange Erzählung hatte ihn angegriffen. Ich aber konnte nur danken und immer wieder danken. Wie hatte Gott sich an diesem Manne verherrlicht! Nicht meine Erklärungen und Auseinandersetzungen hatte Er dazu benutzt, um Herz und Gewissen des gelehrten Pharisäers zu erreichen, sondern das anspruchslose Lied eines unmündigen Kindes. Noch in derselben Nacht wurde sein Wunsch erfüllt. In Gegenwart mehrerer Juden, die er zu diesem Zweck zu sich bitten ließ, taufte ich ihn. Am folgenden Tage entschlief er sanft und ruhig im Herrn. Sein letztes Wort war:

Jesus nimmt die Sünder an!
 Er hat mich auch angenommen,
 Mir den Himmel aufgetan,
 Daß ich selig zu Ihm kommen
 Und auf den Trost sterben kann:
 „Jesus nimmt die Sünder an!“

Das Skelett des Landstreichers

Ich wurde im Jahre 1875 in W. geboren. Meine Eltern ließen mir eine gute Schulbildung angedeihen. Aber durch ältere Kameraden verleitet, beschritt ich schon früh die Bahn der Sünde. Von meinen Knaben- und Jünglingsjahren kann ich nur sagen, daß ich ein ungeratener Sohn war. Ich studierte in Stuttgart, später in London, und in beiden Städten setzte ich, von Hause aus reichlich mit Geldmitteln versehen, mein Sündenleben fort. Im Jahre 1897 ging ich nach New-York, mit dem Vorsatz, in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Aber ich hielt meine guten Vorsätze nicht. Bald waren meine Mittel verpraßt. Um nicht zu hungern, mußte ich arbeiten. Die Eltern, denen ich meine traurige Lage schilderte, schickten mir Geld zur Rückreise nach Deutschland. Nun folgten zwei Jahre im Geschäftshause meines Vaters, Jahre, in denen ich meinen Eltern nur Kummer bereitete. Durch den Alkohol hatte der Teufel mich so in der Hand, daß ich selten nüchtern war.

Im Jahre 1900 hatte ich einen Zwiespalt mit meinen Eltern und wanderte daraufhin zum zweitenmal nach Amerika aus. Das Leben war mir zuwider. In New-York angekommen, dachte ich nur daran, recht schnell mein Geld zu verprassen. Dann wollte ich meinem Leben ein Ende machen. Mein Geld war bald ausgegeben, meine Sachen: Uhr, Ringe, Kleidungsstücke, wanderten eins nach dem anderen ins Pfandhaus. Ich mußte Geld haben, um nur Branntwein kaufen zu können.

Eines Nachmittags besuchte ich ein Museum. Dort war unter anderem ein Skelett aufgestellt mit der Aufschrift: „Dieses ist das Skelett eines Landstreichers, gefunden auf der Landstraße“. Eine Stimme in mir sagte: „Paul, das ist dein Los, wenn du nicht umkehrst von der Bahn der Sünde und dich zu deinem Heiland bekehrst“.

Einige Wochen nach dem Besuch im Museum stand ich auf der Straße vor einem Schaufenster und betrachtete längere Zeit die Auslagen. Da redete mich ein junger Mann an und bat mich um eine Unterredung. Ich ging mit ihm. Er sagte: „Ich habe Sie eine Weile beobachtet und sehe, Sie sind unglücklich. Auch haben Sie, scheint's, bessere Tage gesehen.“ Er schien mein ganzes Leben zu kennen. Was er sagte, war Wahrheit. Doch war ich zu stolz, um ihm Mitteilungen über mein Leben zu machen. Da brachte er das Gespräch auf meine Mutter, die, wie er sagte, gewiß daheim für mich bete. Da brach die harte Rinde. Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Im Flur eines Hauses, in das wir getreten waren, knieten wir nieder. Ich schrie zum Herrn um Erbarmen und Erlösung, und siehe da, die Bande fielen von mir. Ein neues Leben begann. Der teure Heiland, der mich befreit hatte von meiner Sündenlast, nahm auch das schreckliche Verlangen nach Alkohol hinweg. Das Leben war nun wieder des Lebens wert geworden, denn ich hatte in meinem Herrn Jesus einen wahren Freund gefunden, und Er ist mein Freund geblieben und soll es sein, bis Er mich abrufst, um für immer bei Ihm zu weilen.

„Ich bin nicht verloren!“

In N., wo ich weilte, um die frohe Botschaft von Christo zu verkündigen, wurde ich von einem gläubigen Freund gebeten, mit ihm einen alten Herrn zu besuchen, der schwer an Zungenkrebs litt und anscheinend dem Tode nahe war. Mein Freund hatte sich schon wiederholt gedrängt gefühlt, den Kranken zu besuchen, hatte bis dahin aber nicht den Mut zur Ausführung gehabt.

Ich war gern bereit, seiner Bitte zu folgen. Wir wurden von einer Tochter des Kranken freundlich empfangen und zu dem Leidenden geführt. Der arme Mann machte einen tief bedauernswerten Eindruck. Der Mund war stark angeschwollen, die Schmerzen waren oft unbeschreiblich.

Die Tochter lud uns ein Platz zu nehmen und ließ uns dann mit ihrem Vater allein. Naturgemäß erkundigten wir uns zunächst nach dem Befinden des Kranken. Er machte uns einige Mitteilungen über die Krankheit, wie das Leiden sich zuerst gezeigt habe, wie es dann allmählich schlimmer geworden sei usw. Da wir aber gekommen waren, um mit dem alten Herrn über die Ewigkeit zu reden, suchte ich vorsichtig das Thema zu wechseln und begann davon zu sprechen, wie alle Leiden und Krankheiten Folgen der Sünde seien, und wie die Sünde uns unter den Fluch und das Verdammungsurteil des heiligen Gottes gebracht habe. In Verbindung da-

mit kam ich auf den wunderbaren Heilsweg Gottes zu reden und führte des längeren aus, wie Er in Seiner unendlichen Liebe zu dem verlorenen Sünder den eigenen Sohn dahingegeben und Ihn am Kreuz auf Golgatha um unserer Sünden willen geopfert habe. Der Kranke hörte aufmerksam zu, aber, wie mir schien, nicht mit dem Interesse eines Menschen, der an der Sache persönlich beteiligt ist. Ich hatte den ganz bestimmten Eindruck: Du mußt persönlich werden, sonst ist all dein Reden umsonst. Ich kehrte deshalb zu dem Ausgangspunkt unserer Unterhaltung zurück und fragte den Kranken, ob er wieder gesund zu werden hoffe.

„Nein“, erwiderte er. „Im Anfang wohl. Aber schon seit Wochen habe ich mich in das Unvermeidliche gefügt, und ich bete nun täglich zum lieben Gott, Er möge mich von meinen Leiden erlösen.“

„Ja, Herr K., sind Sie denn bereit, vor Gott zu erscheinen?“

„Das hoffe ich doch“, war die Antwort.

„Worauf gründet sich denn Ihre Hoffnung?“

„Nun, ich habe stets einen rechtschaffenen Wandel geführt, habe mich an den lieben Gott gehalten, habe keinen Menschen betrogen und war stets ein gerecht und ehrlich denkender Mensch. Warum sollte ich da nicht vor Gott erscheinen können?“

„Es ist gewiß sehr schön“, versetzte ich, „wenn man auf ein gutes, musterhaftes Leben zurückblicken kann. Man hat einen Segen davon und wird von seinen Mitmenschen dieserhalb geachtet. Aber vor Gott, Herr K., sind wir doch alle Sünder, haben ausnahmslos Seine Gebote übertreten, der eine

mehr, der andere weniger, und kommen infolgedessen nicht in den Himmel.“

Der Kranke schaute mich groß an. Diese Sprache war ihm fremd, und sie klang offenbar wenig angenehm in seinen Ohren. Er suchte abzulenken und das Gespräch wieder auf andere Dinge zu bringen. Ich fühlte, es war ein kritisches Augenblick. Im stillen bat ich den Herrn um Seinen Beistand. Dann stand ich auf, nahm meine Bibel und trat an den Kranken heran.

„Herr R.“, fragte ich so liebevoll, wie es mir möglich war, „wollen Sie mich nicht noch einmal ein wenig anhören? Es handelt sich um einen überaus wichtigen Punkt, und da möchte ich Ihnen gern vorlesen, wie Gott über diesen Punkt denkt, und Gottes Wort wollen wir uns doch unterwerfen, nicht wahr?“

Ich schlug Röm. 3 auf und sagte:

„Es steht geschrieben: Da ist kein Gerechter, auch nicht einer — also auch Herr R. nicht —; da ist keiner, der verständig sei — also auch Herr R. nicht —; da ist keiner, der Gott suche — also auch Herr R. nicht —. Alle sind abgewichen, — also auch Herr R. —, sie . . .“

Weiter kam ich nicht. Er schrie aus Leibeskräften: „Mama!“

Seine Frau kam eilends herbei. Es wurde uns beiden ganz eigenartig zumute.

„Mama“, rief er, „der Mann dort redet so scharf zu mir. Er streitet mir die Seligkeit ab und behauptet, ich sei ein ungerechter Mensch.“

Die Worte kamen so bitter und feindselig heraus, daß es uns ins Herz schnitt.

Glücklicherweise war die Frau verständig genug,

mich ruhig anzuhören, als ich ihr sagte, aus welchem Grund wir ihren Mann besucht hätten. Ich teilte ihr kurz mit, was wir mit ihm gesprochen hatten, und sagte ihr, um ihn zu überzeugen, daß aus Gesetzeswerken kein Mensch vor Gott gerechtfertigt werden könne, hätte ich ihm Röm. 3, 10 bis 12 vorgelesen. Die Frau war nicht bekehrt, trat aber trotzdem auf meine Seite und sagte:

„Vater, du verstehst Herrn G. nicht. Er will dir garnicht zu nahe treten, sondern will dir nur Aufklärung darüber geben, wie alle Menschen zu Gott stehen.“

Da der Kranke daraufhin etwas ruhiger wurde, trat ich wieder zu ihm, legte den Arm um ihn und fragte:

„Was denken Sie denn von uns, Herr R.? Meinen Sie wirklich, wir seien gekommen, um Ihre trostlose Lage noch trostloser zu machen?“

„Ich weiß es nicht“, versetzte er kurz.

Mich übermannte das Mitleid mit dem unglücklichen Mann. Ich drückte ihn an mich und rief:

„Nein, lieber Herr R., wir sind gekommen, weil wir Sie lieb haben. Wir möchten Ihnen nur dazu behilflich sein, daß die ewigen Freuden des Himmels Ihnen zuteil werden.“

Da kamen ihm die Tränen. Er bedankte sich und fragte, ob ich noch länger in N. zu bleiben gedächte. Als ich erwiderte, ich würde wohl noch die ganze Woche bleiben, bat er mich, ihn nochmals zu besuchen. Ich versprach es. Dann verabschiedeten wir uns.

Zwei Tage später wiederholten wir unseren Besuch. Wie das erstemal öffnete die Tochter uns die

Tür, bedauerte aber, uns nicht vorlassen zu können, da der Vater sehr unruhig gewesen sei und die Nacht fast gar nicht geschlafen habe. Doch so leichten Kaufs wollten wir uns nicht abweisen lassen.

„Fräulein R.“, sagte ich, „Sie wissen ganz gut, daß Ihr Vater am Rande des Todes steht. Vor zwei Tagen war er noch nicht bereit zu sterben. Wir möchten ihm ja nur eine Hilfe sein, daß seine Seele errettet wird. Bedenken Sie, die Ewigkeit ist lang, und es wäre doch schrecklich, wenn Ihr Vater in die Ewigkeit abgerufen würde, ohne mit Gott versöhnt zu sein.“

Daraufhin machte sie keine weiteren Einwendungen, sondern öffnete uns die Krankenzimmertür. Herr R. hatte zweifellos meine Worte vernommen, denn als wir eintraten, schloß er in einer Weise, daß wir die Absicht merken konnten, die Augen und stellte sich schlafend. Trotzdem setzten wir uns und warteten still, bis es ihm gefallen würde, uns zu begrüßen. Eine Viertelstunde mochte so vergangen sein. Da schlug er die Augen auf und freischte:

„Sind Sie wieder da? Ich will Sie nicht hier haben. Gestern war der Herr Pfarrer bei mir. Der hat so schön mit mir geredet, hat mich einen guten Christen geheißt, und Sie haben nichts wie scharfe, beißende Worte für mich.“

In dieser Tonart ging es noch eine Weile fort. Als er schließlich schwieg, machte ich Miene, ihm als Antwort nochmals etwas aus Gottes Wort vorzulesen. Da schrie er wieder ganz laut: „Mama!“

Erschrocken kam seine Frau herbei: „Ja, Mann, was ist denn los?“

„Der Mann da spricht wieder so hart mit mir!“

Er bebte vor Aufregung. „Mama, sag du ihm doch mal: Kann ich nicht schön beten? Komme ich nicht in den Himmel? Bin ich schlecht? Nur schlechte Menschen kommen doch in die Hölle! Aber der Mann da tut gerade, als ob ich auch in die Hölle käme.“ Ganz erschöpft hielt er inne.

O weh, dachte ich bei mir. Was soll das werden? Hier wird man uns sicher bald die Tür weisen. Aber nein, auch diesem Zornesausbruch ihres Mannes gegenüber blieb die Frau ganz gelassen und suchte den Kranken zu beruhigen. Er wurde denn auch allmählich ruhiger.

Da faßte ich mir noch einmal ein Herz. Wie beim erstenmal trat ich zu dem Kranken, legte den Arm um ihn und versicherte ihm abermals ausdrücklich, daß nur die Liebe und die Sorge um ihn uns zu ihm getrieben hätten, weil es uns furchtbar sei zu denken, er komme nicht in den Himmel. Da wurde er wieder zugänglich, und ich konnte ihm sagen, die Leute sprächen so viel vom „lieben Gott“, der ihnen schon gnädig sein werde, aber in diesem Sinne gebe es keinen „lieben Gott“, denn Gott sei heilig und gerecht und könne keine Sünde, auch nicht die kleinste und geringste, in Seiner Gegenwart dulden.

Da rief er: „Was muß ich denn tun? Wie soll ich denn beten?“

Nie vorher in meinem Leben hatte ich in dem Maße gefühlt, was es heißt, ohne Gott und ohne Hoffnung zu sein. Von diesem Gefühl tief durchdrungen, legte ich dem Kranken die Hand auf die Schulter und sagte, jedes Wort nachdrücklich betonend:

„Ich will Ihnen ein ganz kurzes Gebet vortragen. Es lautet: Herr Jesus, erbarme Dich über mich verlorenen Sünder!“

Da fuhr er, wie von einer Natter gestochen, in die Höhe, schob meine Hand von sich und sagte, tief erregt, aber ganz bestimmt:

„Das bete ich nicht. Ich bin nicht verloren!“

Betrübt schauten wir, mein Freund und ich, einander an. „Es war mir gerade, als habe er in diesem Augenblick die liebende Hand des großen Sünderheilands für immer von sich gestoßen“, sagte mein Begleiter hinterher zu mir. Es war tatsächlich so. Alles war vorbei. Er wandte den Kopf der Wand zu und gab keinerlei Antwort mehr. Er wollte nichts von uns wissen, ach! noch mehr, er wollte nichts von Jesu wissen. Tieftraurigen Herzens verließen wir das Haus. Acht Tage später konnte man sagen: „Es starb auch Herr R. und ward begraben“. — Wo wird seine Seele sein?

Gleichst du, der du diese Zeilen liest, vielleicht in dem einen und anderen jenem unglücklichen Manne? Du bist, wie er, auf dem Wege zur Ewigkeit. Denkst du auch, mit deinem guten Leben vor Gott bestehen zu können? O dann gib dich nicht länger diesem schrecklichen Irrtum hin! Falle auf deine Kniee und bete: Herr Jesus, erbarme Dich über mich verlorenen Sünder! Nur Jesu Blut vermag von großen und kleinen Sünden rein zu waschen. Nur in Jesu gibt es Sicherheit vor dem kommenden Zorn. Nur Sein Blut erschließt dir den Himmel und macht dich passend für Gottes heilige Gegenwart.

Orientalen beim Mahl

Unser Bild zeigt uns, wie gewöhnlich im Orient gegessen wird. Es wird einfach eine das Essen für etwa vier Personen enthaltende Schüssel auf den Boden gestellt. Messer und Gabeln bedürfen die Orientalen nicht. Gott hat ihnen eine gute fünfzinkige Gabel an ihren Händen gegeben, die nicht losläßt, was sie einmal erfaßt hat, und ihre guten scharfen Zähne machen den Gebrauch eines Messers unnötig. Vor dem Essen werden die Hände gewaschen, nach dem Essen dergleichen. Auch die Zähne werden gespült. Wird eine Brühe zu den Speisen gegeben, so machen die Esser sich Löffel aus dem weichen Teil des Brotes und verzehren zuletzt den Löffel mit der Brühe. Stühle und Tische haben sie nicht nötig, und so ist es möglich, daß in einem verhältnismäßig kleinen Raum viele Personen zugleich gespeist werden können, wie ich vor kurzem während eines Zusammenkommens zur Betrachtung des Wortes Gottes in Ober-Ägypten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ungefähr tausend Männer waren dort drei Tage lang versammelt. Hunderte konnten auf einmal in einem im Verhältnis zur Anzahl der Männer kleinen Raume mittags und abends in obenbeschriebener Weise gespeist werden. Schichtenweise kamen und gingen sie aus dem Speiseraum, dessen Boden aus festgestampftem Lehm bestand, der an einigen Stellen mit Schilfmatten bedeckt war. In einer Küche neben dem Speiseraum wurden die



Orientalen beim Mahl

Speisen von Köchen bereitet, und einige der Männer hatten es übernommen, die vollen Schüsseln in den Speiseraum und die leeren wieder zurück in die Küche zu tragen. Andere füllten die hellgrauen porösen Tonflaschen mit Wasser, die dann von Mund zu Mund gingen. Gläser wurden dadurch überflüssig, und Scherben gab es nicht. In diesen porösen Tonflaschen hält sich das Wasser immer kühl, weil es an der Außenfläche verdunstet. So ist es bei der Hitze im Sommer immer möglich, kaltes Wasser zu haben, besonders wenn man die Flaschen dem Luftzug aussetzt. Gut ist es, daß die Flaschen nicht durchsichtig sind. So sieht man den Inhalt nicht: meist recht schlammiges Wasser aus dem Nil oder dessen Kanälen. Die Eingeborenen sind von Kindheit an an den Genuß dieses unreinen Wassers gewöhnt, und es schadet ihnen nichts, während ein Europäer sich hüten muß, von solchem Wasser zu trinken. Der Genuß würde ihn krank machen.

Die obenbeschriebenen einfachen orientalischen Sitten mögen die Bewohner des Abendlandes vielleicht belächeln, aber ich glaube behaupten zu können, daß wenige Europäer, die an glänzend gedeckten und mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzten Tafeln sitzen und sich dabei ihrer hohen Kultur rühmen, in ihren Herzen so glücklich sind, wie jene Ägypter, von denen ich oben erzählte. Bei ihrer so einfachen und anspruchslosen Lebensweise besitzen sie nämlich einen Schatz, der ihre Herzen mit Freude und Glück erfüllt: die Gewißheit nämlich, Kinder Gottes zu sein und ewiges Leben zu haben durch den von Gott in ihnen gewirkten Glauben an den Herrn Jesus Christus. Auch halten sie un-

entwegt an der Hoffnung fest, bald mit ihrem geliebten Herrn und Heiland, der in derselben einfachen Weise einst hier auf Erden lebte, wie sie es jetzt tun, für ewig in Seiner Herrlichkeit zu sein.

Wie steht es in dieser Beziehung mit dir, lieber Leser? Besitzt auch du diese Gewißheit und Hoffnung? Wenn nicht, dann laß sie dir schenken vom Herrn.

D. B.

Ist Gott Liebe?

„**U**nd Sie sagen, ich soll noch an Gottes Liebe glauben? Ja, wenn Er damals unseren Sohn zurückgebracht hätte, statt ihn im Kriege elend umkommen zu lassen! Was hat denn nun all unser Beten geholfen? Nichts, gar nichts! Und können Sie mir sagen, wo der Himmel ist? Nein —? Nun, es gibt eben keinen Himmel und keinen Gott; oder wenn es einen Gott gibt, dann ist Er alles andere, aber kein Gott der Liebe.“

So redete jüngst eine Frau zu uns, deren einziger Sohn im zweiten Kriegsjahre als vermißt gemeldet worden war. Mit dem Erlöschen der letzten Hoffnung auf seine Wiederkehr schien auch das letzte spärliche Glaubensfünkeln erloschen zu sein, das bis dahin noch im Herzen dieser bedauernswerten Frau geglommen hatte.

Ist sie nicht ein Beispiel von vielen? Ja, wenn der „liebe Gott“ den Mann, Sohn oder Bruder hätte wiederkehren lassen, dann wäre ja kein Zweifel gewesen, daß Er es auf all die heißen Gebete hin getan hätte! Dann würde man selbstverständ-

lich weiter an Ihn glauben, Ihn liebhaben und nichts auf Ihn kommen lassen, auch wenn andere spotten und nichts mehr von Ihm wissen wollten! Nun hat Er uns aber nicht den Willen getan, hat uns einmal hart angefaßt und nach unserem Dafürhalten unverdient gezüchtigt — da wird mit Ihm gehadert und Ihm Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit vorgeworfen oder gar das Dasein abgesprochen.

Wie widersinnig ist das alles im Grunde! Wer so redet und handelt, der zeigt deutlich, daß sein Glaube an Gott ebensowenig gegründet war wie seine vermeintliche Liebe zu Ihm. Denn des rechten Glaubens Art ist, daß er sich gerade da bewährt, wo Kleinglaube und Unglaube völlig versagen.

Des Menschen Erdenwege führen erfahrungsgemäß oft durch tiefe Wasser. Unter schwerer Last gebückt gehen viele einher. Mit bitteren, schier unerträglichen Leiden ist mancher behaftet. Die Frage: „Wie reimt sich das mit Gottes Liebe?“ ist darum zu verstehen. Eine befriedigende Antwort ist oft nicht leicht. Aber die Antwort sei gegeben, daß alles Leid auf Erden eng mit der Sünde zusammenhängt, mit der Sünde im allgemeinen und mit des einzelnen Menschen Sünde im besonderen. Und wenn es wirklich nicht d e i n e besonderen Sünden wären, um derentwillen du leidest — steht nicht geschrieben, daß Gott die Sünde der Väter heimsuchen wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Mit Adams, des ersten Menschen, Sünde ist das Leid in die Welt gekommen, Krankheit, Jammer, Not und — T o d. Und dennoch, wenn Gott dich schwere Wege führt, was steckt oder steht dahinter? Seine L i e b e, die dich läutern und dich von deinem Irr-

weg bringen will auf den Weg des Heils für Zeit und Ewigkeit. Wer will, der schlage seine Bibel auf und lese die Worte des großen Propheten Jeremia: „Denn ich weiß ja die Gedanken, die ich über euch denke, spricht Jehova. Gedanken des Friedens und nicht zum Unglück, um euch Ausgang und Hoffnung zu gewähren“. (Jer. 29, 11.)

Wir erwarten in dieser Zeit noch viel zu viel äußeres Wohlergehen. Freilich, so mancher verdient jetzt mühelos viel Geld, wird reich und kann sorglos leben, und über die anderen, die das sehen müssen, kommt die Unzufriedenheit und das Begehren. Es geht ihnen wie Baruk, dem Schreiber Jeremias, zu dem der Prophet im Auftrage Gottes sagen mußte: „So spricht Jehova, der Gott Israels, von dir, Baruk: Du sprichst: Wehe mir! denn Jehova hat Kummer zu meinem Schmerze gefügt; ich bin müde von meinem Seufzen, und Ruhe finde ich nicht. So sollst du zu ihm sagen: So spricht Jehova: Siehe, was ich gebaut habe, breche ich ab; und was ich gepflanzt habe, reiße ich aus, und zwar das ganze Land. Und du, du trachtest nach großen Dingen für dich? Trachte nicht danach! Denn siehe, ich bringe Unglück über alles Fleisch, spricht Jehova; aber ich gebe dir deine Seele zur Beute an allen Orten, wohin du ziehen wirst.“ (Jer. 45, 2—5.)

Dieses ernste Wort weist uns hin auf die ernsteste Sorge, die wir alle haben sollten in dieser bösen Zeit, nämlich die, daß wir unsere Seele wie eine Beute herausretten, damit sie nicht ewig verloren geht. Dieweil aber keiner der Retter seiner Seele sein kann, bleibt nach wie vor als einzige Zuflucht

der Eine, der aus Erbarmen und Liebe den Weg der Rettung ersann und das Werk der Rettung dann auch hinausführte, indem „Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Vergeblich magst du bisher die Liebe Gottes zu ergründen versucht haben im Weltgeschehen und auch in den Ereignissen deines eigenen Lebens. Dazu gehört göttliche Erleuchtung und tieferes Eindringen in Sein Wort und Sein Wesen, wozu es leider selbst manche wahre Christen nicht bringen, obwohl ihr Leben dadurch viel glücklicher und lebenswerter sich gestalten würde. Wenn du die Liebe Gottes aber dort suchst, wo sie herabstieg ins Jammertal dieser Erde, in der Krippe zu Bethlehem, wenn du sie suchst auf Golgatha unterm Kreuz, solltest du sie bei ernstem Suchen wirklich nicht finden, wo sie doch unzählige Scharen daselbst schon gefunden, geschaut und erlebt haben? Wenn du freilich dein Herz verschlossen hältst gegen diese gewaltigen göttlichen Liebesbeweise, sodaß dir Bethlehem und Golgatha und das leere Grab am Auferstehungsmorgen versiegelte Geheimnisse und Steine des Anstoßes bleiben, dann bist du selbst schuld, du ganz allein, wenn es während deines Erdenlebens zu keiner Erkenntnis der Liebe Gottes kommen sollte. Dann gesellst du dich ja freiwillig zu denen, die sich selbst nicht wert achten des ewigen Lebens und darum den Glaubensweg nicht zu gehen gewillt sind — zu ihrem eigenen Schaden und ewigen Leid. Die Zahl derer, die also handeln, wächst leider zusehends in dieser Zeit des Abfalls und des Irrens. Die Liebe Gottes

aber ist trotzdem in ungeminderter Glut vorhanden für die sowohl, die sie bereits erfahren, als auch für die, die sie bisher nicht kennen gelernt haben, die aber nach ihr verlangen. Und sie wird bleiben in alle Ewigkeit, denn „die Liebe vergeht nimmer“.

G. S.

Marisi, der Negerknabe

Eines Tages, so berichtet der schon seit vielen Jahren heimgegangene Hamburger Prediger Nind, wanderte ich durch die Straßen unserer Stadt, als meine Aufmerksamkeit auf einen jungen Neger gelenkt wurde, der mit großem Erstaunen das dichte Menschengewühl betrachtete. Ich sprach ihn an. Doch er schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß er mich nicht verstand. Ich nahm meine Zuflucht zu einigen englischen und französischen Worten, hatte aber ebensowenig Erfolg damit. Dann riß ich ein Blatt aus meinem Notizbuch, schrieb meinen Namen und meine Wohnung darauf, überreichte es ihm und nickte ihm zum Abschied freundlich zu.

Am folgenden Sonntag schellte es, und vor meiner Tür stand der Negerjunge. Ich holte ihn herein. Er war sichtlich froh, mich wiederzusehen. Er blieb den ganzen Tag bei mir, spielte mit meinen Kindern und erfreute sich vor allem an ihrem schönen Bilderbuch. Von da an stellte er sich jeden Sonntagmorgen ein, aß und trank mit uns, ging mit zur Kirche, und die Kinder fingen an, ihm auf ihre Weise unsere Sprache verständlich zu machen.

Mein ältester Junge, der mit ihm im gleichen Alter war, versuchte ihm sogar das Lesen beizubringen.

Plötzlich blieb Marisi aus. Warum, wußten wir nicht. Erst nach zwei Jahren tauchte er wieder auf, äußerlich zu seinem Vorteil verändert, innerlich aber sehr zurückgegangen. Er hatte inzwischen die deutsche Sprache einigermaßen erlernt und teilte mir mit, daß er ein Leben geführt habe, vor dem es ihn jetzt selbst ekele. Eben hatte sein Meister ganz unerwartet seine Wohnung gewechselt, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, und so suchte er eine andere Beschäftigung. Zum Glück erinnerte er sich unseres Hauses, und weil er mir sein Leben offen bekannt hatte, konnte ich ihm den Zutritt nicht verweigern.

„Darf ich Ihr Diener werden?“ fragte er vertrauensvoll. Ich beschloß, ihn bei mir zu behalten. Man konnte jetzt besser mit ihm umgehen als früher. Froh, daß Gottes Geist in ihm ein Sündengefühl geweckt hatte, erzählte ich ihm in der einfachsten Weise von dem Heiland der Sünder. Marisi fing an, die Kostbarkeit der Erlösung zu verstehen. Ich unterwies ihn weiter, und schließlich konnte ich ihn auf sein freudiges Bekenntnis hin, Jesum gefunden zu haben, taufen.

Er wurde mir in der Tat ein treuer Diener, der still und bescheiden seine Arbeit verrichtete. Am liebsten war er als Küster in der Kirche tätig, und die Kirchgänger waren recht zufrieden mit ihrem „schwarzen Küster“.

Am liebsten hätte ich nun gesehen, wenn unser Marisi als Missionar zu seinem Volke zurückgekehrt wäre; doch dazu fehlte es ihm an der nötigen Begabung. Dagegen hatte er Lust, Möbelschreiner zu

werden, und so besorgte ich ihm eine Lehrstelle. Hierüber war er sehr erfreut. „Mein erster Stuhl soll für Sie sein“, sagte er stolz.

Er lernte schnell und machte gute Fortschritte. Als aber der Herbst mit seinem rauhen Wetter eintrat, begann der arme Junge zu husten, und bald war es klar, daß die Schwindsucht, jene schreckliche Krankheit, der gewöhnlich die Neger in unserem Klima zum Opfer fallen, ihn ergriffen hatte. Ich bemühte mich noch, ihn zur Heilung mit einem Missionschiff nach Afrika zu schicken. Es war aber schon zu spät dazu, seine Krankheit war zu weit vorgeschritten. So mußte ich ihm mitteilen, daß er, statt zu seinem irdischen Vaterland zurückzukehren, in sein himmlisches ziehen würde. Zuerst weinte er bittere Tränen, aber nach und nach beruhigte er sich und konnte im Glauben wieder auf Jesus blicken. „O wie ist Gott doch so gut gewesen“, sagte er einmal, „daß Sie mich vor fünf Jahren so freundlich angesprochen haben!“ Wenige Stunden vor seinem Tode äußerte er: „Ich gehe heute Abend zum Herrn Jesus. Leben Sie wohl, Gott segne Sie! Am Tage der Auferstehung werde ich Ihnen entgegen kommen.“ Dann entschlief er in Frieden.

Auf dem Hamburger Friedhof liegt er begraben. Doch wenn die Posaune Gottes bei der baldigen Ankunft des Herrn Jesus vom Himmel in die Gräber dringt, wird auch sein verweslicher Leib in Herrlichkeit auferstehen, und er wird mit unter der glückseligen Schar sein, die mit neuen Zungen die Liebe des Heilandes in Ewigkeit besingt.

Wie Gott dem alten Peter den Tisch deckte

„Peter, kannst du mir nicht eine Tasse Kaffee kochen?“

Peter saß auf seinem Schusterschemel und hämmerte drauf los. Er hörte wohl den Ruf seiner kranken Frau aus der Kammer nebenan, aber er hätte ihn lieber nicht gehört, denn er erinnerte ihn an sein Elend. Es war keine Kaffeebohne und kein Geld im Hause. Da war es eine Kunst, Kaffee zu machen. Peter Lorenz war ein biederer, fleißiger Mann, aber seitdem die Doktor- und Apothekerrechnungen für die Krankheit seiner Frau so viel verschlangen, wollte der ohnehin schmale Verdienst nicht mehr ausreichen, und seit gestern war er bettelarm.

„Peter, sind keine Kaffeebohnen mehr da?“ rief es wieder aus der Kammer nebenan.

„Sei still, Elise, es wird schon gehen“, antwortete er nun und ging in die kleine Küche. Er holte die Büchse vom Brett. Sie war leer. Nur der Geruch von Kaffee war noch darin. Ebenso leer war auch Peters Geldbeutel, und bei den Nachbarn leihen mochte er nicht. Er wußte aber weit besseren Rat. Peter Lorenz war ein Christ, und zwar einer von den Kleinen, die nichts können als einfältig an dem Heiland und Seinem Worte hangen. Er hatte am Morgen einen Psalm gelesen, und ein Vers daraus fiel ihm jetzt ein. Der lautete: „Denn mein ist alles Getier des Waldes, das Vieh auf tausend Bergen“. (Ps. 50, 10.) Gottes Borratskammern

waren also nicht leer. Er speiste ja täglich Seine Tiere, wievielmehr Seine Menschenkinder! Und Er sollte nicht eine Tasse Kaffee in dieses Haus schaffen können? Peter klagte sein Anliegen dem Herrn und glaubte, daß ihm geholfen werden würde.

„Ach, Peter“, klang es wieder aus der Kammer, „wann bringst du mir denn endlich den Kaffee?“

„Bald, bald, Elise, sei nur ruhig! Ich mache jetzt Feuer an“, rief der alte Mann zurück. Er tat es und setzte einen Kessel voll Wasser auf. Dann trug er die Tassen auf den Tisch. Er klirrte recht laut mit dem Geschirr, damit die Kranke es hören und sich in der Hoffnung auf das ersehnte Labsal freuen sollte. Das Wasser kochte auf dem Herd. Da klopfte es. Ein Mädchen mit einem schweren Korb am Arm trat herein.

„Herr Lorenz, die Frau Rat schickt Ihnen dies. Wir haben Geburtstag im Hause, und sie wollte gern jemand eine Freude machen. Da dachte sie an Ihre kranke Frau.“

So sprach sie, und — husch! war sie wieder fort. Peter Lorenz kniete vor dem vollen Korb und packte aus. Er packte aber auch den heißen Dank seines Herzens vor dem Herrn aus, der ihm geholfen hatte. Bald rasselte die Kaffeemühle, und in kurzer Zeit saßen drinnen im Krankenzimmer zwei glückliche Menschen und tranken Kaffee. In dem Korb fand sich nicht nur ein halbes Pfund Bohnenkaffee, sondern auch Brot, Zucker, Eier, Fleisch und anderes mehr.

Da trat ein guter Freund herein. Verwundert sah er den reichgedeckten Tisch bei dem armen Peter.

„Komm!“ rief dieser und zog ihn an den ge-

füllten Küchenaften. „Sieh hier, wie Gott die Liebe ist. Ich hatte Ihn um ein paar Kaffeebohnen gebeten, und da hat Er mir dies alles gegeben. Bin ich nicht ein seliger Mensch in meiner Armut?“

Peter Lorenz und seine Frau sind längst in jenes Land eingegangen, wo es keine Not mehr gibt. Ein guter Freund von ihnen hat mir dies kleine Erlebnis mitgeteilt und mir gesagt, ich brauche es nicht zu verschweigen. So habe ich's denn hier weitererzählt, und ich füge noch hinzu:

„Glücklich, wer im Weltgebrause weiß, daß Gott die Liebe ist!“

Aus „Der ewig reiche Gott“.

Meine Hilfe kommt vom Herrn

Meine Hilfe kommt vom Herrn!
Weichet nur, ihr finstern Sorgen!
Gott, mein Helfer, ist nicht fern,
Hilft Er heut' nicht, so doch morgen.
Er, zum Helfen stets bereit,
Weiß allein die rechte Zeit.

Meine Hilfe kommt vom Herrn!
Ist die Sonne gleich verdunkelt,
Leuchtet mir doch dieser Stern,
Der mir ewig strahlt und funkelt,
Daß ich weiß, daß Er mich liebt,
Der die rechte Hilfe gibt.

Meine Hilfe kommt vom Herrn;
Welch ein Trost in hängen Stunden!
Er, der Retter, ist nie fern,
Heilet alle meine Wunden.
Ja, mein Herz, dies glauben lern'
Deine Hilfe kommt vom Herrn!

Kehr' zurück!

Mutter Berheide saß, in trübe Gedanken versunken, in ihrem Zimmer, in einem kleinen Dorf in Belgien. Sie dachte an ihre Tochter Laura, die vor längerer Zeit das Elternhaus verlassen und eine Stelle in Brüssel angenommen hatte. Nicht zu ihrem Vorteil. Das junge Mädchen war in der großen, versuchungsreichen Stadt auf böse Wege geraten. Laura war daheim stets ein gehorsames Kind gewesen, das seiner Mutter viel Freude bereitet hatte. Mutter Berheide hatte Gott oft auf den Knien für diesen Schatz gedankt; aber seitdem Laura das Elternhaus verlassen hatte, war es anders mit ihr geworden. Ihre Briefe, die mit der Zeit immer kürzer und seltener wurden, bezeugten, wie die eitlen Freuden und Vergnügungen der Welt Raum in ihrem Herzen gefunden hatten.

Besonders der letzte Brief des jungen Mädchens gab der armen Mutter viel zu denken. Er bewies ihr in seiner kurzen, kalten Sprache deutlich genug, daß alle ihre Ermahnungen ein taubes Ohr gefunden hatten. Wie blutete das Mutterherz! Früher hatte Laura so gern gelauscht, wenn die Mutter ihr von Jesu und Seiner Liebe zu den Menschenkindern erzählt hatte. Damals schien es, als ob der Same des lebendigen Wortes auf fruchtbaren Boden gefallen wäre. Laura hatte freudig bekannt, daß

der Herr auch ihre Sünden vergeben habe. Und ihr Leben hatte mit ihrem Bekenntnis im Einklang gestanden. Und heute?

Seufzend holte Mutter Verheide den letzten Brief der Tochter hervor und las ihn wieder und wieder. Je öfter sie ihn las, desto schlechter gefiel er ihr. Schließlich sank sie auf die Kniee und schütete ihr Herz Dem aus, der hier allein helfen konnte. Das machte sie ruhiger. Sie wischte die Tränen ab, vollendete ihre Hausarbeit und setzte sich dann hin, um den Brief zu beantworten. Sie schrieb folgendes:

„Liebe Laura! Deinen Brief habe ich erhalten. Den, welchen ich Dir heute sende, mußt Du neben Dich legen und mir darauf antworten. Zwei Briefe habe ich Dir in der vergangenen Woche geschickt. Aber Du erwähnst nichts davon. Einer war acht Seiten lang.

„Laura, wenn Du wüßtest, wie ich um Dich bange! Das Leben, das Du führst, ist nicht gut. Du rennst ins Verderben. Du hast den schmalen Weg verlassen und gehst auf dem breiten voran. Laura, Du läßt Dich betrügen! Der Teufel hat Dich in seinem Bann. Aber von ihm hast Du nichts Gutes zu erwarten, denn er ist ein Menschenmörder und führt Dich immer weiter von dem guten, treuen Herrn ab. Wie wird das Ende sein? O Laura, warum willst Du nicht auf mich hören? Mehr als zwanzig Jahre habe ich für Dich gesorgt und gesucht, Dich in den Lehren des Evangeliums zu unterweisen. Du weißt selber, wieviel Mühe es mich gekostet hat, Dich und die anderen Kinder durchzubringen. Früh und spät, Tag und Nacht,

allezeit hab' ich Dich lieb gehabt. Auch heute vergeht keine Minute, ohne daß ich an Dich denke. Ach, wärest Du doch hier! Letzten Sonntag hat Herr . . . so schön über die Liebe des Herrn Jesus gesprochen. Hättest Du das nur hören können! Und wenn ich nun daran denke, daß Du von einer solchen Liebe nichts mehr wissen willst, dann kann ich nur weinen. Laura, Du mußt heimkommen. Du solltest nur die schönen Pfirsiche sehen, die an unserem Baum gewachsen sind! Ich habe welche für Dich weggelegt. Gestern haben wir das erste Brot von unserem neuen Korn gebacken. Es war so gut geraten. Der König selbst hat kein besseres. Aber als ich dann wieder Deinen leeren Platz sah, da konnte ich kein Stückchen herunterbringen. Laura, meine Laura, fehr' zurück! Bibel und Liederbuch hast Du nicht mitgenommen. Nun liest Du sicher nicht mehr in dem schönen Buch, das uns immer so getröstet hat. Wenn Du nicht nach Hause kommst, Laura, dann gehst Du sicher ins Unglück. Denn Satan macht die Menschen unglücklich . . .“

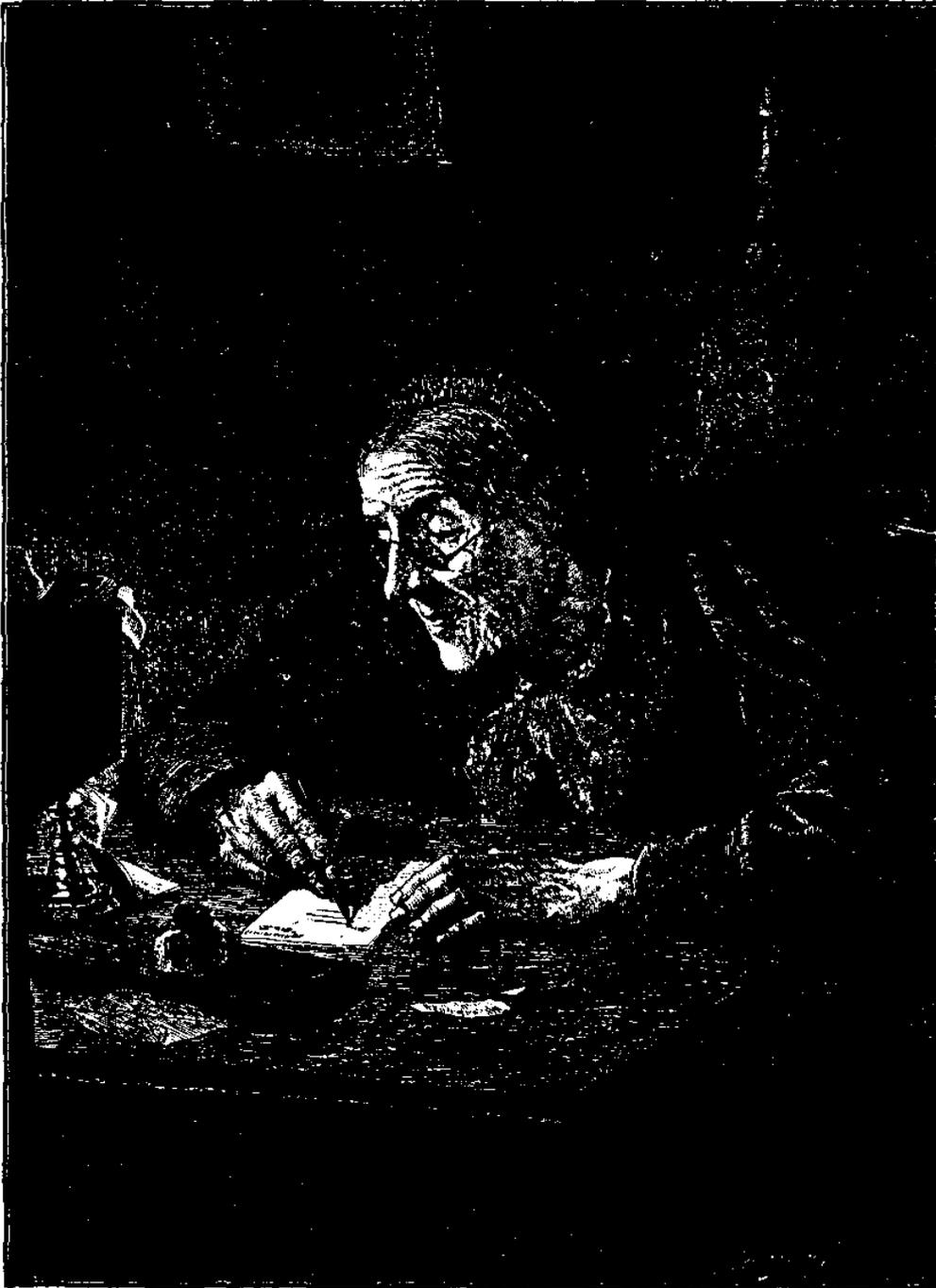
Mutter Berheide hatte noch mancherlei auf dem Herzen, was sie der fernen Tochter gern geschrieben hätte. Aber der Bogen war voll. Auch war es Zeit aufzuhören. So schloß sie ihren Brief und ließ ihn zur Post bringen.

In L. war Kirmes. Der Marktplatz und die angrenzenden Straßen wimmelten von Menschen. Überall standen Kaufbuden, in denen alles das ausboten wurde, was es bei solchen Gelegenheiten zu kaufen gibt. Taschenspieler zeigten ihre Künste, Wahrsager lockten neugierigen Toren das Geld aus

der Tasche, und große, grell bemalte Schilder zeigten an, daß in den Buden, deren Wände sie über und über bedeckten, Wunderdinge zu sehen und zu hören waren.

Unter den zahlreichen Besuchern der Kirmes, die von nah und fern herbeigeströmt waren, befand sich auch Laura Verheide. Am Arm einer Freundin schlenderte sie durch die schaulustige Menge. Ihre Augen funkelten. Das war etwas für ihr vergnügungssüchtiges Herz! Zunächst wollte sie alles sehen, was es zu sehen gab, dann einer Wahrsagerin einen Besuch abstatten und am Schluß nach Herzenslust tanzen.

So tänzelte sie mit der Freundin von einer Bude zur anderen, als sie plötzlich zusammenschrak. Was war das? Was für Klänge und Worte drangen da an ihr Ohr, Worte, die so gar nicht an diesen Ort zu passen schienen? Fast gegen ihren Willen folgte sie den Tönen. Sie zogen sie mit einer ihr selbst unverständlichen, unwiderstehlichen Gewalt an, und im nächsten Augenblick stand sie in der Nähe einer Gruppe von Männern und jungen Leuten, die geistliche Lieder sangen. Es waren Evangelisten aus L., die die Gelegenheit benutzen wollten, um den zusammengeströmten Scharen das Wort des Lebens zu verkündigen und ihnen von Dem zu sagen, der die Quelle aller wahren Freude ist. Laura bebte an allen Gliedern und wurde totenbleich. Sie wollte von dem Platze fliehen, aber sie konnte nicht. Sie stand wie an den Boden genagelt, und die Worte, die sie vernahm, drangen nicht nur an ihr Ohr, sondern auch in ihre Seele. Sie lauteten:



Laura, meine Laura, kehre zurück! . . .

Kind, verkaufe deine Seele
 Ja der Welt nicht, denn sie lügt!
 Tausend ringsum gehn verloren,
 Durch ihr Lied in Schlaf gewiegt.
 Kehr' zurück, wenn du ihr folgst!
 Wer ist, der dir sagen kann,
 Ob du heut' nicht oder morgen
 Auf der Bahre liegst? — Und dann?

Die Sänger verstummten, und eine Pause trat ein. Aber in Lauras Ohren klang es unaufhörlich: Kehr' zurück! Kehr' zurück!

Nicht weit von ihr standen Taschenspieler und Wahrsager, die Lichter eines Saales, in dem getanzt wurde, strahlten zu ihr herüber, aber für sie hatte in diesem Augenblick nur eine Bedeutung: Kehr' zurück!

„Kehr' zurück!“ rief jetzt auch einer der Männer, die eben gesungen hatten, „kehr' zurück, lieber Freund, ehe du in dem Sumpf der Sünde umkommst! Christus bittet dich durch uns, vielleicht auch durch das Gebet deiner Mutter daheim, umzukehren von dem Wege der Sünde.“

Über Lauras Augen schien sich ein Schleier zu senken. Sie vernahm nicht, was der Sprecher weiter sagte. Sie hörte auch nicht, wie manche der Kirchengesuchter spotteten und lachten, während einige wenige zustimmend nickten. Sie hörte nur das eine: „Kehr' zurück! kehr' zurück!“ — das Wort, welches ihre treue Mutter ihr schon so manchmal geschrieben hatte.

Ihre Freundin stieß sie an. „Laura, was hast du? Ist dir nicht gut?“

„Ich geh' nach Hause“, versetzte sie heiser.

Die andere brach in lautes Lachen aus, zog sie von dem Plaze weg und sagte:

„Mach doch keine Geschichten! Du wirst dich doch nicht durch jenes Geschwäk ins Bodshorn jagen lassen!“

„Sie sprechen die Wahrheit. Es sind Evangelisten, die den Leuten das sagen, worin ich von Jugend auf unterwiesen worden bin.“

„Mag sein, daß sie die Wahrheit sprechen“, lautete die Antwort. „Jedenfalls aber wäre es feig von dir, wenn du jetzt nach Hause gehst.“

Nun, feige wollte Laura nicht erscheinen. Das ließ ihr stolzes Herz nicht zu. So folgte sie ihrer Freundin, nicht aus Lust, sondern aus Trotz, und tanzte bis tief in die Nacht hinein. —

Am folgenden Morgen erwachte Laura mit schmerzdem Kopf aus einem unruhigen Schlaf. Erst allmählich kehrten die Vorgänge des vergangenen Tages in ihr Gedächtnis zurück, bis plötzlich die Worte: „kehr' zurück, kehr' zurück!“ aufs neue den Stachel in ihr Herz bohrten.

Um acht Uhr brachte die Post einen Brief, das Schreiben ihrer Mutter, von dem wir wissen. Sie öffnete den Umschlag mit einer gewissen erwartungsvollen Furcht, die sie bisher nicht gekannt hatte, und las den Brief in fliegender Hast. Es war ihr beim Lesen, als vernähme sie die Stimme der Mutter und hörte ihre Seufzer, mit denen sie ihrem um das geliebte Kind sorgenden Herzen Luft machte. Sie brach in bittere Tränen aus. „O Mutter“, schluchzte sie, „jetzt erst verstehe ich dich. Ja, ich habe dem Herrn Jesus für Seine große Liebe mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung gedankt.“

Dann warf sie sich auf die Kniee, und unter heißen Tränen bekannte sie dem Herrn ihre große Schuld.

Der Brüsseler Zug war eben in B. angekommen, der Bahnstation des Dorfes, wo Mutter Berheide wohnte. Unter den angekommenen Reisenden befand sich ein junges Mädchen, dem man ansehen konnte, daß es viel geweint hatte. Einen Augenblick blieb es, in trübes Nachdenken versunken, auf dem Bahnsteig stehen, dann wandte es sich mit einem Seufzer dem Ausgang zu. Es war noch nicht gar lange her, daß es von hier aus mit lachendem Mund in die Freiheit hinausgefahren war. Aber was hatte es draußen gefunden? Wir wissen es. Laura Berheide war eine Sklavin ihrer eitlen Wünsche und Neigungen geworden, eine Sklavin des Fürsten dieser Welt.

„O ich bin eine große Sünderin!“ seufzte sie, als sie den bekannten Weg einschlug. „Ein Ochse kennt seinen Besitzer, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber ich habe meinen Gott nicht erkennen wollen.“

Langsam schritt sie der Heimat zu. Es lag zu viel auf ihrem Lebenswege, als daß sie mit Freuden zurückgekehrt wäre. An einer Stelle, von wo aus sie den spitzen Kirchturm ihres Dorfes sehen konnte, machte sie halt. Weit und breit war kein Mensch zu erblicken. Sie setzte sich auf einen Baumstamm am Wege und weinte bitterlich. In jenem Dorf stand ihr Geburtshaus, nicht weit von der Kirche entfernt. Dort hatte sie ernste, aber auch so schöne Tage verlebt. Dort hatte sie die Sonntagschule besucht —

wie gern hatte sie es getan! — Dort hatte sie zuerst von der Liebe des großen Kinderfreundes gehört, dort hatte sie Ihm auch ihr Herz geöffnet und war glücklich gewesen in dem Bewußtsein, daß Er durch Sein Blut, durch Sein bitteres Leiden und Sterben, auch ihre Sünden getilgt hatte. Aber wie stand es jetzt um sie! Wie hatte sie Ihm all Seine Liebe vergolten! Wie hatte sie das Herz ihrer treuen Mutter betrübt! Ja, sie glich in Wahrheit dem verlorenen Sohn im Gleichnis. Auch sie mußte sagen: „Ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen meine Mutter!“ Gab es denn noch Vergebung für sie, die so weit Abgeirrte? Als sie sich diese Frage vorlegte, kehrte plötzlich ein anderer Spruch in ihr Gedächtnis zurück, und der lautete: „Wenn eure Sünden rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden!“

Dieses köstliche Wort verließ sie nicht mehr. Es ging mit ihr, als sie sich aufs neue auf den Weg machte und schneller als vorher dem Elternhause zuschritt. Schon vom Gartentor aus erblickte sie ihre Mutter, die eben die frisch gebakenen Brote aus dem Ofen zog. Wie köstlich sie dufteten! Sie ging ins Haus.

„Mutter!“

Die Angeredete fuhr herum. War es möglich? Sollte der barmherzige Gott so schnell ihr Gebet erhört haben?

„Laura, mein Kind!“

Mehr sagte sie nicht. Und Laura? Sie fiel der Mutter nicht um den Hals, sie küßte sie auch nicht. Sie wandte ihr Gesicht der Wand zu, und aufs neue rannen ihr die Tränen über die Backen. Wie

hatte sie einer solch liebenden Mutter nur solchen Kummer bereiten können?!

Die Mutter sah die Tränen der Tochter, sah, wie sie aufrichtiges Leid trug über ihren Weg. Und da wußte sie, daß Gott ihr Kind nicht nur wieder in ihre Arme gebracht, sondern daß Er es auch zurückgebracht hatte zu sich selbst.

An jenem Tage war Freude in dem Hause der Witwe und Freude bei den Engeln Gottes.

So wie ich bin

In dem gleichen Augenblick, da ein Sünder seinen wahren Platz einnimmt, als völlig verloren, schuldig und unpassend für Gottes Gegenwart, als einer, der so schlecht ist, daß er unmöglich noch schlechter sein könnte, in dem Augenblick, sage ich, da er in aufrichtigem Bekenntnis seiner unzählbaren Schuld zu Gott eilt und sich als ein bußfertiger Sünder vor Ihm niederwirft, ist Freude im Himmel, Freude vor den Engeln, ja, Freude im Vaterherzen Gottes selbst. Denn dann ist der Augenblick gekommen, wo die Liebe des Vaterherzens ungehindert ausströmen und die Frage der Sünde zwischen Gott und dem Sünder für ewig geordnet werden kann. Die Gnade Gottes beschäftigt sich mit Sündern, und wenn ich erkannt habe, daß ich ein Sünder bin, so versichert mir das Wort, daß ich zu denen gehöre, die zu retten Jesus aus der Herrlichkeit des Vaters herniedergekommen ist. Je klarer mir jemand beweisen kann, daß ich ein Sünder bin, desto klarer stellt er mein Anrecht auf die Liebe Gottes und

das Werk Christi fest. „Denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe.“ (1. Petr. 3, 18.) Bin ich also ein „Ungerechter“, so bin ich einer von denen, für die Christus gestorben ist, und an Ihn glaubend, habe ich ein Anrecht auf alle die gesegneten Folgen Seines Todes. Dieser Tod hat für mich stattgefunden, Christus ist gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, also für mich. Ist Er aber für mich gestorben, so ist es mein seliges Vorrecht, in den Genuß der Früchte Seines Werkes eintreten zu dürfen.

Könnte es etwas Einfacheres und Klareres geben? Von mir wird nichts gefordert, als die Abkehr von meinen bösen Wegen und der kindliche Glaube an den Herrn Jesus und an Sein vollbrachtes Werk. Ich werde nicht aufgefordert, mich zu bessern, nein, gerade so wie ich bin, darf ich kommen, mit allen meinen Sünden, in meinen Lumpen. Und wenn ich also komme, dann versichert mir das ewig bleibende Wort Gottes, daß Christus für mich gestorben ist, gerade so wie ich bin. Wenn Er aber für mich gestorben ist, so bin ich so sicher vor allem Gericht wie Christus selbst. Nichts gibt es mehr, was gegen mich sein könnte. Christus hat nicht nur gelitten für „meine Sünden“, sondern Er ist auch für mich zur „Sünde“ gemacht worden, zu dem, was ich von Natur bin. Ferner hat Er mich, in Verbindung mit sich selbst, in eine ganz neue Stellung eingeführt, und dort stehe ich vor Gott, von aller Schuld und von jedem Gericht befreit.

Alles das besitze ich, wie gesagt, durch den Glauben an Jesum Christum. Nichts anderes ist nötig,

und nichts anderes wird von mir gefordert. Aber auch nichts anderes kann mich retten.

Man erhält manchmal, wenn man jemand auf die Notwendigkeit des Glaubens zur Errettung der Seele hinweist, die Antwort: „Ja, meinen Sie denn, ich glaubte nicht?“

Wenn man dann weiter fragt: „An was glauben Sie denn?“ so heißt es: „Nun, ich glaube an die Bibel“, oder: „Ich glaube alles, was in der Bibel steht“.

Gott sagt aber nicht, daß der Errettung finden werde, der an die Bibel glaubt, oder der alles glaubt, was in der Bibel steht, sondern der da „glaubt an den Herrn Jesus Christus“. Zuzugeben, daß die Bibel die Wahrheit ist, ist etwas ganz anderes als sein ganzes Vertrauen als verlorener Sünder auf den Sohn Gottes zu setzen. Die Schrift weist immer wieder auf den eingeborenen Sohn hin, als den einzigen Gegenstand des Glaubens, auf Ihn, der für Sünder am Kreuz gestorben ist. Es wird nicht einmal gesagt, daß die, welche Ihn als den alleinigen Heiland anerkennen, errettet werden sollen, sondern die, welche „durch Ihn Gott nahen“. Die wichtige Frage ist also: Glaubst du an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes? Bist du als ein verdammungswürdiger Sünder zu Ihm gekommen in dem Bewußtsein, daß nichts, gar nichts außer Ihm dich retten kann, und daß Sein kostbares Blut allein von aller Sünde rein zu waschen vermag? Vertraust du einzig und allein auf Ihn, der einst für dich im Gericht gestanden hat und jetzt verherrlicht zur Rechten Gottes sitzt?

Täusche dich nicht, mein lieber Freund! Es ge-

nügt nicht, zuzugeben, daß Gottes Heilsweg der allein richtige ist. Du mußt diesen Weg auch gehen. Es genügt nicht, zu wissen, daß Christus für Sünder gestorben ist, sondern du mußt zu Ihm gekommen sein als zu deinem Heiland, du mußt Frieden und Vergebung aller deiner Sünden gefunden haben in Seinem kostbaren Blut. Hast du das Zeugnis Gottes über das vollendete Werk Seines Sohnes angenommen? Hast du von Herzen geglaubt an die Liebe, die Gott zu uns hat? Bist du durch Jesum zu Gott gekommen, und kannst du Ihm jetzt danken für das Große, das Er an dir getan hat?

„Das ist das Wort des Glaubens, welches wir predigen, daß, wenn du mit deinem Munde Jesum als Herrn bekennen und in deinem Herzen glauben wirst, daß Gott Ihn aus den Toten auferweckt hat, du errettet werden wirst. Denn mit dem Herzen wird geglaubt zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde wird bekannt zum Heil.“ (Röm. 10, 8—10.)

Heimgekehrt

Georg war ein frischer, lebensfroher Junge. Wir kannten uns gut, arbeiteten auch zeitweise zusammen und hatten uns lieb, wie nur zwei Freunde sich lieben können. Dennoch bestand eine Kluft zwischen uns. Er war ein „Kind der Welt“, und er liebte sie und ihre mancherlei Zerstreungen.

Meine Freude dagegen war es, wenn er Sonntags seinem Vergnügen nachging, mich mit Gleich-

gesinnten um Gottes Wort zu versammeln. Doch heute ist Georg beim Herrn. In Rußlands Erde liegt er begraben, und sein Leib harret dort dem Augenblick entgegen, wo der Sohn Gottes ihn samt allen im Herrn Entschlafenen mit gebietendem Zuruf aufwecken wird, um ihn dann mit all den Seinigen heimzuführen ins Vaterhaus droben.

Wie es dazu gekommen ist, daß ich heute von meinem lieben Freunde als einem „im Herrn Entschlafenen“ reden kann, das will ich jetzt erzählen.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß ich Georg oft bezeugte, er sei auf falschem Wege und bedürfe eines Heilandes. Aber meine Ermahnungen machten keinen Eindruck. Georg war jung und kräftig, dabei vor angenehmem Äußern. Das Leben lachte ihm zu, und er wollte es genießen. Wie wenige solcher Leute wandeln den schmalen Pfad! Raum hat unsere Jugend für alles, nur nicht für die Quelle aller wahren Freude.

Raum für Vergnügen, Raum für Geschäft,
Doch für den Einen, deß Sühnungsblut floß,
Ist, ach! kein Raum in den Seelen zu finden.
Ihm bleibt verwehret so Hütte wie Schloß.

Da ich meine Stellung wechselte, gingen schließlich unsere Wege auseinander. Der Abschied wurde uns beiden schwer. Georg weinte wie ein Kind. Doch schon nach einem Jahre kamen wir wieder zusammen. In unserem Geschäft wurde ein Platz frei, und auf Befragen des Meisters schlug ich meinen Freund für denselben vor. Georg nahm das Anerbieten mit Freuden an. Er hatte sich inzwischen verheiratet. Es war ihm äußerlich wenig gut er-

gangen, da er schlecht bezahlt wurde. Bei uns verdiente er doppelt so viel.

Die durchlebten Schwierigkeiten waren offenbar nicht umsonst gewesen. Georg schien mir ernster als früher. Die Welt vermochte die Leere seines Herzens nicht auszufüllen. Eines Tages unterhielten wir uns über die Frage: „Kann ein Mensch seiner Errettung völlig gewiß werden?“ Ich bejahte diese Frage ganz entschieden. „In der Stunde, in der ein Mensch mit aufrichtigem Bekenntnis seiner Sünden zu Jesu kommt“, sagte ich, „und glaubend hinausschaut zum Kreuzestamm, wo der Gerechte starb für Gottlose und Sünder, empfängt er volle Vergebung seiner großen Schuld, Frieden und ewiges Leben. Denn wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“ Das war für Georg ganz neu. Das hatte er noch nie gehört. Daß Gott etwas so Bestimmtes geben wolle, konnte er nicht verstehen.

Jetzt kam seine nächste Frage, die Frage, die ich schon so oft ersehnt, aber bis dahin nie aus seinem Mund gehört hatte. Sie lautete: „Was muß ich tun, um errettet zu werden?“ Wie dankte ich dem Herrn für diese Frage! Antwort darauf zu geben war für mich nicht schwer, aber die Antwort anzunehmen war Georg zunächst noch unmöglich. Es begann eine ernste Zeit für meinen armen Freund. So schwer es ihm einst gewesen war, sich von der Welt zu trennen, so schwer wurde es ihm jetzt zu glauben. Auf alle Weise suchte ich ihm Gottes Liebe vorzustellen. Ich sagte ihm immer wieder: „Gott liebt den Sünder, weil Er Liebe ist, und aus Liebe zu armen, feindseligen Sündern hat Er Den, der Sünde nicht kannte, zur Sünde gemacht,

damit jene frei ausgehen und vor allem Gericht sicher gestellt werden möchten.“ Georgs Antwort lautete meist: „Ich glaube alles, was Gott in Seinem Wort gesagt hat“. Aber dieser Glaube gab ihm keinen Frieden. Er suchte alles mit dem Verstand zu erfassen, dabei wurde aber sein Herz mit jedem Tag unglücklicher. Er wartete auf glückliche Gefühle. Sie blieben aber aus, weil er noch nicht in persönlichem Glauben mit dem Heiland in Verbindung getreten war und sein Vertrauen nicht auf das vollbrachte Werk Christi stellte. Oft beteten und lasen wir das Wort zusammen. Es tat mir in der Seele weh, jeden Morgen seine verweinten Augen und traurigen Blicke zu sehen. Aber ich konnte weiter nichts tun, als ihm immer wieder das Wort bezeugen und ihn im übrigen der Gnade des Heiland-Gottes anbefehlen.

Da war es an einem Morgen gegen zehn Uhr. Ich arbeitete in einer anderen Abteilung. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und herein trat mein Georg. Seine Augen strahlten. „Gerettet!“ kam es jubelnd über seine Lippen. Wieder flossen Tränen, aber diesmal waren es Tränen der Freude und des Dankes. Er erzählte mir folgendes:

„Bei der Arbeit mußte ich immer wieder an den Tod des Herrn Jesus denken. Mit einemmal hieß es in mir: Für wen ist der Herr Jesus denn gestorben? Ich mußte mir sagen: Für alle Menschen. Dann hieß es weiter: Wenn Er für alle gestorben ist, so ist Er doch auch für dich gestorben! Das mußte ich gleichfalls zugeben. „Ja, Er starb auch für dich; auch für deine Sünden ist Sein Blut geflossen“, so klang es wieder in meinem Innern. Und nach

einer Weile: „Auch deine Sünden sind getilgt. Auch sie sind nicht mehr.“ Als ich darüber ein wenig nachsann, zog tiefer Friede in mein Herz ein. Endlich konnte ich fassen, was du mir so oft gesagt hast. Und nun bin ich namenlos glücklich! O, der Herr Jesus hat alles getan! Wie habe ich es mir selbst so schwer gemacht! All meine Tränen, all mein Schreien, mein Ringen und Kämpfen vermochte nicht eine Sünde zu tilgen. Aber Er, der Heiland, hat sie alle auf sich genommen und für ewig hinweggetan.“

So schloß Georg, mein nunmehr so glücklicher Freund. Noch einige Jahre hat er ein treues Zeugnis für seinen Herrn und Heiland abgelegt. Dann kam der große Krieg, und aus diesem Kriege ist er heimgekehrt, nicht nach Hause zu den Seinigen, aber heim in die wahre Heimat des Christen.

Beim Wort genommen

Eine alte Christin, die in ihrem Wohnort jahrelang ein lebendiges Zeugnis für ihren Herrn gewesen war und um ihres makellosen Lebenswandels willen allgemein geachtet war, wurde einst von einem als Gottesleugner bekannten Manne eingeladen, mit ihm ein nahes Wirtshaus zu besuchen. Weshalb die Einladung erfolgte, weiß ich nicht, möglicherweise in der Hoffnung, Spott mit der bejahrten Christin treiben zu können. Fest steht, daß die Einladung zwar in freundschaftlicher Weise geschah, aber nach der Gewohnheit des Mannes von einem Fluch begleitet wurde. Die alte Frau wies

den Mann ab, auch als er erklärte, die Zechen für sie bezahlen zu wollen. Als er sich noch immer nicht zufrieden gab, sondern in seiner Weise auf der Einladung bestand, sagte sie im Tone herzlichen Mitleids: „Gott vergebe Ihnen!“

„Gott mir vergeben?“ gab er hohnlachend zurück. „Sie werden doch nicht eine solche Närrin sein zu glauben, daß es einen Gott gibt! Einst haben die Pfaffen auch mir dergleichen Ideen eingetrichtert, und ich habe das Zeug runterschlucken müssen. Aber seitdem habe ich Besseres gelernt. Heute findet solcher Unsinn keinen Eingang mehr bei mir.“

„Der Tag wird kommen“, versetzte die alte Frau ernst, „wo Ihr Unglaube sich als eine morsche Stütze erweisen wird. Hüten Sie sich, daß Gott Sie nicht schlägt!“

„Er soll mich nur schlagen, — d. h. wenn es überhaupt einen Gott gibt! Morgen wäre eine günstige Gelegenheit dazu. Ich muß nach H., und wenn es einen Gott gibt, so soll Er mir auf dem Wege entgegentreten, wie Er es einst, wie Ihre alte Bibel erzählt, mit Saulus von Tarsus gemacht hat, und mich niederschlagen. Dann will ich an Jhu glauben.“

Nach diesen schrecklichen Worten ging das Mütterchen davon, so schnell sie nur konnte. Er aber rief ihr nach: „Sagen Sie Ihrem Gott, daß Er mich morgen nicht vergift! Er soll mich niederschlagen, dann will ich an Jhn glauben.“

Dieser verblendete Mann war früher ein regelmäßiger Kirchgänger gewesen. Er hatte sogar Sonntagsschule gehalten und kannte die Bibel gut. Dann hatte er aus Neugierde dem Vortrag eines Apostels des Unglaubens beigewohnt und war von den ver-

fänglichen Darlegungen und Beweisen des Ungläubigen gefangen genommen worden. Da er selbst den Redner nicht zu widerlegen vermochte, war er töricht genug gewesen zu glauben, jener habe recht. Auf diese Weise war er nach und nach ein begeisterter Anhänger des Unglaubens geworden.

Früh am anderen Morgen — es war ein Sonntag — machte er sich, wie er der Frau gesagt hatte, gesund wie immer und in bester Laune mit einer Anzahl seiner ungläubigen Freunde auf den Weg nach H. Bereits hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er plötzlich mit einem lauten Schrei zu Boden fiel. Gott hatte seine Herausforderung angenommen. Als man ihn aufhob, zeigte es sich, daß die eine Hälfte seines Körpers von Kopf bis zu Fuß buchstäblich tot war. Man trug ihn nach Hause. Seine armseligen, ungläubigen Freunde verließen ihn alle und flohen. Nicht einer ist hernach gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Zu Hause angelangt, war der erste angstvolle Ruf des Unglücklichen: „Schickt zum Pastor! Laßt ihn sofort kommen! Gott sei mir Sünder gnädig!“

Als der gläubige Pfarrer, der uns diesen Vorfall berichtet, dann zu ihm kam, rief der arme Mann:

„O ich bin so froh, daß Sie gekommen sind! Es gibt einen Gott, ja, es gibt einen Gott! Gott sei mir Sünder gnädig! Wird Er Erbarmen haben mit mir, dem Vornehmsten der Sünder? Wollen Sie für mich beten? Gott wird Sie erhören, mich aber nicht. Ich habe Seinen heiligen Namen gelästert. O beten Sie für mich!“

Tief erschüttert kniete der Pfarrer nieder und betete. Mit gieriger Spannung nahm der Kranke

jedes Wort auf. Ebenso war es mit den Stellen, die ihm aus der Schrift vorgelesen wurden. Als der Pfarrer die Worte las: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, und: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“, wich seine Verzweiflung der Hoffnung. Der schreckliche Gesichtsausdruck eines Mannes, der sich in die Hölle versinken fühlt, verwandelte sich in Freude. Die Worte des Heilands wurden ihm ein „Geruch des Lebens zum Leben“.

„Gott sei Dank!“ rief er aus, „o Gott sei Dank für diese köstliche Verheißung: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“! O liebevoller, vergebender Heiland, du willst mich nicht hinausstoßen! Du willst das geknickte Rohr nicht zerbrechen, noch den glimmenden Docht auslöschen. Dein kostbares Blut reinigt von aller Sünde.“

So oft der Pfarrer den Kranken in den wenigen, ihm noch übrigen Tagen besuchte, fand er ihn glücklich und dem Herrn dankend. Auch die alte Christin, deren ernste Worte seine lästerliche Herausforderung veranlaßt hatten, durfte noch Zeugin seiner Umkehr werden. Am Morgen seines Heimgangs rühmte er ohne Aufhören die Gnade Gottes, die einen so großen Sünder gerettet habe. „Sogar mich, sogar mich!“ sagte er immer wieder.

Unmittelbar vor seinem Abscheiden erleuchtete ein eigenartiger Glanz seine Züge. Es war, als schaue er etwas, das für die Umstehenden unsichtbar war. „Es ist Jesus, den ich verfolgt habe!“ flüsterte er, „Jesus, mein Heiland!“ Dann entschlief er mit den Worten: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ — —

„Gott hat den Menschen aufrichtig geschaffen, sie aber haben viele Ränke gesucht.“ (Pred. 7, 29.)

Der Arzt Doktor M. war als ein wahrer Menschenfreund bekannt, der mit den Leidenden und Kranken viel Mitgefühl hatte und ihnen nach Kräften half. Außerdem hatte er eine offene Hand für die Armen. Er war unter anderem der Gründer eines Heims für alte und gebrechliche Leute, und wo er helfen konnte, tat er es. Die Mittel dazu besaß er. Er war ein reicher Mann, der sich alles verschaffen konnte, wonach sein Herz beehrte.

Man hätte nun annehmen sollen, daß Dr. M. auch ein glücklicher und zufriedener Mensch gewesen wäre. Das war er aber nicht. Seine vielen guten Taten hatten seiner Seele keinen Frieden zu geben vermocht. „Ich sah“, so erzählt er selber, „mein Lebensschifflein auf einem Strom dahintreiben, der mich immer mehr dem Meere der Ewigkeit zuführte. Vor mir lag alles dunkel. Ich hoffte Aufklärung zu erhalten durch die Erfahrungen von Männern, die vor mir gelebt hatten. Aber soviel ich auch deren Schriften las und untersuchte, ich fand nichts Sicheres. In jener Zeit schrieb ich an einen Bekannten:

Nachdem ich bereits ein halbes Jahrhundert

in dieser Welt zugebracht habe, — gewohnt oder gelebt, kann ich nicht sagen, denn ich habe mich hier auch noch nicht einen Tag zu Hause gefühlt, — habe ich in der „geistlichen Sündflut“ noch keinen Ruheort für meinen Fuß oder mein Herz gefunden. Das Elend um mich her, Seufzer und Verwünschungen, Neid und Streit lassen mich keine Ruhe finden. Seit vielen Jahren ist für mich fast jede Nacht der Tod des verflossenen Tages gewesen, und wenn ich am Morgen aufstehe, wird sogleich jenes ruhelose Streben und Wühlen in mir wach, das mich keine Befriedigung finden läßt. Ach! könnte ich doch etwas anderes finden und erreichen, als das was ich bis jetzt gefunden habe! Bis heute hat mir kein König oder Staatsmann, kein Dichter oder Philosoph den Quell wahrer Befriedigung gezeigt.“

Der arme Dr. M! Um die Quelle wahrer Befriedigung zu finden, mußte er freilich einen anderen als den bisherigen Weg einschlagen. Aber vorläufig kannte er diesen Weg nicht. Da seine Friedlosigkeit immer größer wurde, entschloß er sich endlich, nach Australien auszuwandern, in der geheimen Hoffnung, in der Stille und Einsamkeit jenes fernen Erdteils das zu finden, was die Geschäftigkeit und Geselligkeit Europas ihm nicht zu bieten vermocht hatten. Er löste alle Beziehungen, verkaufte sein Haus, übertrug seine ärztliche Praxis einem anderen und bestellte sich eine Fahrkarte auf einem australischen Dampfer.

Bevor Doktor M. seine Reise antrat, machte er eine Reihe von Abschiedsbesuchen. Unter anderem besuchte er einen ehemaligen Freund, der wie er Arzt

und dabei ein gläubiger Christ war. Der Freund war natürlich nicht wenig erstaunt über die Absicht seines Kollegen und fragte ihn, wie er denn dazu komme, nach Australien zu gehen.

„Ich finde hier keine Ruhe und keinen Frieden“, lautete die trübselige Antwort. „All das Elend und Unrecht, das ich um mich her wahrnehme, drückt mich derart zu Boden, daß ich es nicht länger aushalten kann. Ich verstehe nicht, wie der „Gott der Liebe“, an den Sie glauben, alles das ruhig ansehen kann, ohne einzugreifen und allem ein Ende zu machen.“

Der gläubige Freund nickte. Es war nicht das erste Mal, daß er derartiges hörte. Er nahm seine Bibel und antwortete mit dem Prediger: „Gott hat den Menschen aufrichtig geschaffen; sie aber haben viele Ränke gesucht“. An Hand dieses Wortes suchte er den unglücklichen Mann davon zu überzeugen, daß nicht Gott die Schuld trägt an dem Jammer und Elend in der Welt, sondern daß alles nur die Folge der Sünde und des Abfalls des Menschen von dem lebendigen Gott ist. Er bewies ihm, daß nicht Gott, sondern der Mensch verantwortlich ist für das namenlose Weh, das es in der Welt gibt.

Doktor M. hörte mit großem Interesse und sichtlicher Bewegung zu. Das klang so ganz anders als das, was er bisher in den Schriften der Weltweisen gefunden hatte. Es wandte sich an sein eigenes Gewissen, an sein persönliches Verhalten Gott gegenüber. Er konnte seinem Freunde kein Wort erwidern, denn er fühlte, daß er trotz seiner mancherlei guten Taten vor Gott ein Sünder

war. War da sein ständiges Unbefriedigtsein ein Wunder? Wie konnte er überhaupt etwas von einem Gott erwarten, um den er sich nie gekümmert, nach dem er nie gefragt hatte!? Er versank in tiefes Nachsinnen. Als der Freund merkte, daß seine Worte gezündet hatten, ging er weiter. Um Doktor M. zu beweisen, daß Gott dem Elend in der Welt nicht tatenlos zuschaut, las er ihm Joh. 3, 16 vor: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Indem er dann dieses herrliche Wort aus des Heilands Mund als Grundlage benutzte, zeigte er, wie Gott durch die Hingabe Seines eigenen Sohnes einen Weg bereitet hat, auf dem der allerelendeste, unglücklichste und ärmste Mensch zu einem glücklichen Kinde Gottes und Erben aller himmlischen Freuden werden kann, und wie Gott durch diese Wundertat für alle Zeiten bewiesen hat, daß Er in Wahrheit der „Gott der Liebe“ ist.

Es war merkwürdig, mit welcher Begierde Doktor M. diese Worte aufnahm. Wie ein Durstender das frische Quellwasser trinkt, so trank er aus der göttlichen Quelle des Heils und Lebens. Zwei Stellen aus der Schrift wurden ihm zu besonderem Segen, die eine aus 2. Kor. 8: „Denn ihr kennet die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, daß Er, da Er reich war, um euretwillen arm wurde, auf daß ihr durch Seine Armut reich würdet“, und die andere aus Joh. 1: „So viele Ihn aufnahmen, denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“.

Doctor M. ging nicht nach Australien. Er blieb, wo er war. Mit neuem Mut und frischer Kraft ging er wieder an seinen schönen Beruf, jetzt aber mit dem Frieden Gottes im Herzen und mit Gott in Liebe verbunden. Er suchte fortan nicht nur die leibliche Not seiner Kranken zu lindern, sondern es war seine Freude, ihnen in ihrer oftmals noch viel größeren geistlichen Not zu dienen. Ein gläubiger Arzt hat ja so viele schöne Gelegenheiten, die Menschen auf die Ewigkeit hinzuweisen und ihnen in ihren Leiden zu zeigen, daß der heilige und die Sünde hassende Gott zugleich auch ein rettender Gott, ein Heiland-Gott ist, der „die Menschenkinder nicht von Herzen plagt und betrübt“, sondern der „sich ihrer erbarmt nach der Menge Seiner Gütigkeiten“, und der „gütig ist gegen die, welche auf Ihn harren, gegen die Seele, die nach Ihm trachtet“. (Klagel. 3, 32. 33 u. 25.) Auf diese Weise hat Doctor M. noch viele Jahre seinem Heiland gedient.

Gedenke!

In der ganzen Heiligen Schrift, Alten und Neuen Testaments, werden wir immer wieder aufgefordert, zu „gedenken“. „Gedenke des Sabbathtages, ihn zu heiligen“, „gedenket des Wortes, das Mose, der Knecht Jehovas, euch geboten hat“, gedenket meiner Wunderwerke, gedenket meines Bundes! Mit diesen und ähnlichen Worten wandte der Gott Israels sich stets aufs neue an Sein irdisches Volk, indem Er sie so an das erinnerte, was sie, trotzdem es das Wichtigste war, am schnell-

sten vergaßen. „Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugendzeit!“ so rief auch einst der „Prediger“, der weise König Salomo, dem Jüngling zu. Er kannte das Menschenherz, wie nur einer es kennen mochte, kannte seine Wünsche und Neigungen. Er wußte auch, worauf das junge Herz vor allem gerichtet ist, und so wies er ihm die Richtung an, die es allein zu wahren Freuden und Segnungen führen kann.

Im Neuen Testament finden wir ähnliche Hinweise, wenn auch natürlich, dem veränderten Charakter entsprechend, anders ausgedrückt. Zwei dieser neutestamentlichen „Gedenke!“ möchten wir heute, wo wir aufs neue am Schlusse eines Jahres, und damit an einem Zeitpunkt angelangt sind, der zu ernstem Gedenken Anlaß bietet, unseren lieben Lesern und uns selbst ins Gedächtnis bringen.

Das erste dieser beiden „Gedenke!“, über das schon oft geredet oder geschrieben worden ist, rief der Herr Seinen Jüngern zu, als Er, durch eine Frage der Pharisäer dazu veranlaßt, ihnen Erklärungen gab über den Tag des Sohnes des Menschen. Es lautete: „Gedenket an Lots Weib!“ Jenes unglückliche Weib hatte, als es sich darum handelte, dem zum Gericht verurteilten gottlosen Sodom zu entfliehen und nicht zurückzuschauen, sich nicht warnen lassen. Sie hatte zurückgeschaut und war zur Salzsäule geworden, zum bleibenden Denkzeichen für alle Halbherzigen, die einen Schritt zu ihrer Rettung tun, sich aber zum zweiten nicht entschließen können. Wie viele in der Christenheit gleichen diesem Weibe! Sie werden gewarnt, scheinen auch auf die Stimme der

Warnung zu lauschen, strecken selbst eine Hand aus, um das dargebotene Heil zu ergreifen, aber im entscheidenden Augenblick schauen sie wieder um, ziehen die Hand zurück und gehen ewig verloren. Gedanke auch du an Lots Weib, lieber, noch unbefehrter Leser, der du auch aus diesen Blättern heraus schon so oft die Stimme der Warnung vernommen hast! O laß dich warnen, mache endlich Ernst und entscheide dich! Entfliehe dem kommenden Zorn, kehre der Welt, die zum Gericht bestimmt ist, den Rücken, und eile in Jesu Retterarme, ehe der Tag des Zornes Gottes kommt, „der große und furchtbare“!

Das zweite, nicht minder ernste „Gedanke!“ kommt ebenfalls aus dem Munde des Herrn, aber nicht aus dem Munde des Jesus von Nazareth, der hinging, um auf Golgatha den Kelch des Vaters zu trinken, sondern aus dem Munde jener gewaltigen und furchtbaren Persönlichkeit, vor welcher Johannes wie tot zu Boden sank. Dieses „Gedanke!“ wird der Gemeinde zu Ephesus zugerufen und lautet: „Gedenke nun, wovon du gefallen bist, und tue Buße!“ Er, „der die sieben Sterne in Seiner Rechten hält“, d. h. der alle Autorität und Macht besitzt, und „der da wandelt inmitten der sieben goldenen Leuchter“, d. h. der innerhalb der Versammlungen oder Gemeinden umhergeht, um zu sehen, ob die Leuchter hell brennen und das Licht ausstrahlen lassen, das Er selbst angezündet hat, muß Seiner geliebten Gemeinde in Ephesus zurufen: „Gedenke nun, wovon du gefallen bist, und tue Buße!“ Jene Gemeinde hatte einst so herrlich und schön dagestanden, daß ein Brief an sie ge-

richtet werden konnte, der die kostbarsten Vorrechte des Christen schildert und ihn in den Himmel selbst versetzt. Aber jetzt, nach ganz kurzer Zeit, mußte ihr ein ernster Vorwurf gemacht werden. Was denn? Hatte sie nichts Gutes mehr aufzuweisen? O ja! „Du hast Ausharren und hast getragen um meines Namens willen, und bist nicht müde geworden.“ Alles das konnte der Herr anerkennen, und Er tat es gern. Aber! „Aber ich habe wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast.“ Was der Herr vor allem bei den Seinigen schätzt, ist ein ungeteiltes Herz für Ihn, ein Herz, das in Liebe für Ihn brennt, und das, durch diese Liebe getrieben, Ihm dient. Der Herr schätzt die Arbeit und den Dienst der Seinigen, aber wenn nicht die Liebe die Triebfeder von allem ist, dann sind Dienst, Arbeit, Ausharren, bereitwillige Hingabe usw. zu nichts nütze. „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ so lautet die Sprache Seines liebenden Herzens. Liebe kann nur durch Liebe befriedigt werden. Er will uns selbst haben. So köstlich das einerseits ist, so verantwortlich macht es uns anderseits.

Darum laßt auch uns dieses ernste „Gedenke!“ wohl beachten, uns alle, die wir durch die Gnade ein Eigentum Jesu Christi geworden sind! Fragen wir uns, ob nicht der Herr heute gerade so zu uns reden muß, wie Er einst zu Ephesus redete. Ist Er wirklich der Gegenstand unserer Herzen? Gehören sie Ihm ungeteilt, oder teilen wir sie zwischen Ihm und der Welt? Das ist eine Frage, die wohl unseres Gedankens und Erwägens wert ist. Und wenn wir antworten müssen: „Ja, es ist so,

auch wir haben unsere erste Liebe verlassen“, dann laßt uns bedenken, wovon wir gefallen sind, und laßt uns zu dem zurückkehren, was wir verlassen haben, damit die Ströme Seiner Liebe uns von neuem erfüllen können und wir hingehen und die „ersten Werke“ tun!

Am Wegweiser

Es ist Nacht, eine echte Winternacht. Den ganzen Tag hat es heftig geschneit, und jetzt ist die Erde mit einem dicken Schneeteppich bedeckt, die Wege sind verschneit und verweht.

Da hört man durch das Schweigen der Nacht, gedämpft durch den weichen Schneebelag, Pferdegetrappel. Ein Reiter naht. Er hat den Kragen hochgezogen, aber im übrigen scheint das rauhe Wetter ihn nicht zu kümmern. In tiefe Gedanken versunken, reitet er dahin. Könnte man das Gesicht genau betrachten, so würde man tiefe Trauer in den Zügen entdecken.

Aus der Stadt kommend, ist er auf der Rückkehr in sein heimatliches Dorf, wo er als Prediger tätig ist. Am Tage zuvor hat er einen Brief von dem Leiter der Schule erhalten, die sein einziger Sohn Herbert besucht. Der Brief lautete: „Herbert treibt sich des Abends umher und spielt und trinkt. Er besucht Häuser, die ein anständiger junger Mann nicht betritt. Sein Benehmen usw. usw.“

Der Bericht hat den armen Vater im tiefsten Innern getroffen. Ist es möglich, daß sein geliebter Junge so tief gesunken sein sollte? Es hat ihm keine Ruhe gelassen, und schließlich hat er sein Pferd ge-

sattelt, das ihm zum Besuch der weit zerstreut wohnenden Gemeindeglieder zur Verfügung steht, und ist in die Stadt geritten. Es galt, den so weit abgeirrten Sohn aufzusuchen. Aber er hat ihn nicht gefunden. Ohne jemand ein Wort zu sagen, hat Herbert seine Wohnung verlassen. Wohin er sich gewandt hat, weiß kein Mensch. Man hoffte, nach Hause.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, hat der Vater den Heimweg angetreten. Es ist ein mühseliger Ritt durch das Schneegestöber. Nur langsam kommt er vorwärts. Früher als gewöhnlich bricht die Nacht herein. Der Weg wird immer unkenntlicher. Endlich hört er ganz auf. Der Reiter schreckt aus seinen trüben Gedanken auf. Hat er sich verirrt? Es wäre eine böse Sache in der dunklen, kalten Nacht. Gott sei Dank! da kommt er an einen Wegweiser. Er ist zwar dick verschneit, aber der Schnee ist bald entfernt. Mit Hilfe eines Streichholzes ist er imstande, die Aufschrift zu lesen. Er ist nicht mehr weit von seinem Hause entfernt.

Inzwischen war Herbert tatsächlich im Elternhause angelangt. Er war kein böser Junge, der den verkehrten Weg aus Freude am Bösestun ging. Die Mitteilung des Direktors von dem Schreiben an die Eltern hatte ihn tief getroffen, und ein ernstes Wort darüber, wie er das neue Jahr beginnen wolle, — das alte ging in wenigen Tagen zu Ende — hatte das übrige getan. Die Augen waren ihm aufgegangen, und in tiefer Angst hatte er sich aufgemacht und war nach Hause geeilt, trotzdem der Weg weit und das Wetter so wenig einladend war. Wohlbehalten war er daheim angekommen, aber der

Vater war nicht da . . . Er war ja gegangen, ihn zu suchen. Als die Nacht hereinbrach und der Erwartete nicht kam, da besiel tiefe Sorge den Sohn. Schließlich hielt er es nicht länger aus. Er zog sich warm an und schritt in die Winternacht hinaus, um seinerseits den Vater zu suchen.

Am Wegweiser fanden sich Vater und Sohn. Und hier, in tiefer Nacht, bei Winters Sturm und Kälte, feierten sie ein Wiedersehen, wie sie es bisher unter den günstigsten Verhältnissen noch nicht erlebt hatten.

Weshalb erzähle ich diese einfache Begebenheit, die an und für sich nichts Besonderes enthält?

Weil sie ganz gewiß bedeutungsvoll ist für manchen Leser dieser Zeilen. Es ist die Geschichte eines Vaters, der ausgeht, um seinen verirrtten Sohn zu suchen, und die Geschichte eines Sohnes, der sich aufgemacht hat, um zu seinem Vater zu gehen. Sie erinnert somit an das ergreifende Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Gott, der Vater, sucht den Sünder. Er sucht auch dich, mein lieber Leser, wenn du noch nicht durch Jesum Christum Sein Kind bist. Er kennt den Weg, auf dem du wandelst, und dessen schreckliches Ende; und deswegen ist Er ausgegangen, um dich zu suchen. Du aber mußt auch deinerseits aufstehen, mußt dich aufmachen mit dem Wunsch, an dem Vaterherzen des Heiland-Gottes zu ruhen. Und so rufen wir dir am Ende des alten Jahres, eines Jahres, das reich war an ernstest göttlichen Mahnungen, noch einmal zu: **L a ß d i c h v e r s ö h n e n**

mit Gott! Mache es wie der junge Mann in unserer Geschichte, mache es wie der verlorene Sohn im Gleichnis, der sich aufmachte und zu seinem Vater ging! Wende dich zu Gott! Aber bedenke, daß es nur eine Stelle gibt, wo ein gesegnetes Begegnen zwischen dem heiligen Gott und dir möglich ist, das ist das Kreuz von Golgatha. Das Kreuz ist der Begegnungspunkt. Am Kreuze ist Gottes geliebter Sohn für die Sünde gerichtet, und dadurch ist ein Weg bereitet worden, auf dem jeder Sünder, der seine Sünde und Schuld fühlt, Gott nahen kann. „Niemand kommt zum Vater als nur durch mich“, hat einst der Heiland gesagt. Jesus ist der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen. Wie kann ein Mensch sich auf eigenem, selbst bereitetem Wege das hohe, selige Vorrecht erwerben, Gott seinen Vater zu nennen? Seine Sprache sollte also lauten:

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und will zu Ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht wert, von dir angenommen zu werden. Aber auf Grund des auch für mich vollbrachten Wertes des Herrn Jesus komme ich, wie ich bin, und bitte dich: Nimm mich an!“

Solch ein Gebet ist noch nie ungehört verhallt.